Expedition in Amerika: B. HERDER, 19 South fifth Street, St. Louis, Mo.

Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 3. „Die katholischen Missionen" erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang $ 1.75. postfrei. März 1878.

Inhalt: Missionsbischof und Martyrer (Schluß). — Die katholische Kirche Tunisiens in alter und neuer Zeit. — Die Missionsgeschichte von Senegambien. — Nachrichten aus den Missionen: China; Centralamerika. — Miscellen. — Für Missionszwecke.

Missionsbischof und Martyrer.

(Aus dem neueren Missionsleben in West-Tongkin. — Schluß.)

2. Der Martyrer.

Wie die gemeinschaftliche Reise nach Hongkong und das friedliche Apostolat in Hoang-Nguyen, so führten auch die Schrecknisse der Verfolgung die alten Studienfreunde Theurel und Venard abermals zusammen. Was sie einst im „Saal der Martyrer" bewundert und ersehnt, sollte ihnen in reichem Maße zu Theil werden. Gleich nach der Auflösung des Collegs in Hoang-Nguyen trafen sie sich in der Wohnung eines Heiden, der ihnen Aufnahme gewährte, weil er sie für annamitische Priester hielt. Zwei Tage und zwei Nächte waren sie hier versteckt, als sie gewarnt weiter fliehen mußten; kaum eine Viertelstunde später drang schon der heidnische Ortsvorsteher in das Haus ein, das sie beherbergt hatte.

„Ich schreibe Ihnen von Tongkin aus," meldet Herr Venard einem Freunde am 10. Mai 1860, „aus einem kleinen dunkeln Schlupfwinkel, in den noch nie ein Sonnenstrahl gedrungen ist, in dem die leicht angelehnte Thüre als Fenster dient, um geizig genug jenes Bischen Licht zu mir gelangen zu lassen, das mir verstattet, einige Blätter unvollständiger Bände zu lesen oder mühsam diese Zeilen zu schreiben. Denn man muß immer auf der Lauer sein; wenn der Hund knurrt, oder wenn ein Fremder vorübergeht, schließe ich sofort die Thüre und halte mich auf dem Sprung, um in ein kleines Schlupfloch zu fliehen, das in einem Winkel meines Verstecks angebracht ist. Hier wohne ich nun drei Monate. Um hierhin zu kommen, verließ ich andere, ähnliche Verstecke, welche ich bald allein bewohnte, bald zusammen mit Msgr. Theurel, meinem Reisegefährten von 1853, der seither der Coadjutor unseres apostol. Vikars geworden ist, bald in Gesellschaft eines andern Mitbruders.

. . . Welch ein beneidenswerthes Loos! Drei Missionäre, darunter ein Bischof, Tag und Nacht begraben in einem Raum von wenigen Metern Grundfläche; nur einiges Dämmerlicht erhalten wir durch drei fingerdicke Löcher in der Fachwand, welche unsere Alte von Außen gar sorgsam noch halb und halb durch Strohbündel bedeckt hält (das ganze Versteck war in der rauchigen Hütte einer alten christlichen Frau). Und wenn die Häscher uns bedrohen, so glauben Sie nur ja nicht, daß wir mit unseren Schutzmaßregeln schon zu Ende sind. Unter unsern Füßen ist ein Kellerloch, das einer unserer Katechisten in zwei bis drei Nächten bei Kerzenschein zu Stande gebracht hat. In diesem Loch sind drei Bambusröhren angebracht, welche bis an den Rand eines benachbarten Teiches reichen, um von dort frische Luft hereinzuholen. Dieser Katechist hat in demselben Dorf noch zwei solcher Höhlen gebaut, ohne vier bis fünf Verstecke in Zwischenwänden zu rechnen."

Da es den Missionären jedoch nicht um bloße Lebensverlängerung zu thun war, da sie sich vielmehr aus diesen Löchern fast jede Nacht herausstahlen, um ihr Amt zu versehen, so konnten alle diese Verstecke sie auf die Dauer dem scharfen Auge der Verfolger nicht entziehen. Auch an die europäischen Missionäre West-Tongkins kam die Reihe, ihren apostolischen Eifer mit ihrem Blut zu besiegeln.

Der erste von ihnen, der den Heiden in die Hände fiel, war P. Néron, der frühere Vorsteher der annamitischen Akademie

zu Ké-Vinh. Er war schon zwei Male, 1854 und 1858, in Gefangenschaft gerathen, jedoch beide Male wieder losgekauft worden; jetzt jedoch (im Herbst 1860) konnte Nichts zu seiner Befreiung geschehen. Ein vormals christlicher Ortsvorsteher vollbrachte an ihm den Judasdienst, indem er ihn mitten in der Nacht aus seiner Wohnung rief. Der Missionär kannte seine Stimme und verließ, ohne Böses zu ahnen, sein Versteck. Ein Bambusstreich streckte ihn zu Boden; sofort fesselte man ihn, warf ihn in eine Barke und schleppte ihn fort, ehe die christliche Dorfbevölkerung etwas für ihn zu thun vermochte. Gleich dem größten Verbrecher wurde P. Néron dann in einen Käfig gesperrt, nach annamitischer Weise verhört und mit Bambusstreichen mißhandelt; bei allen Qualen gab er keinen Laut der Klage von sich. Während der drei Monate, die er im Käfig zubrachte, setzte er sowohl Richter als Henker durch die ungetrübte Heiterkeit seiner Seele und seine unbesiegliche Standhaftigkeit in Erstaunen. In den innigsten Verkehr mit Gott versunken, brachte er einmal 21 Tage ohne alle Nahrung zu, so daß der Mandarin, der es nicht fassen konnte, wie der Bekenner nach einem solchen Fasten noch am Leben sei, erklärte, derselbe sei ein lebendiger Buddha geworden. P. Néron wurde am 3. November 1860 enthauptet, sein Kopf drei Tage auf dem Schandpfahl ausgesetzt und dann in den Fluß geworfen.

P. Néron, um des Glaubens willen getödtet am 3. Nov. 1860.

Mittlerweile floh P. Venard in ein großes heidnisches Dorf, wo er, so gut es eben ging, die christliche Religion predigte. Man hörte ihn gerne; aber mit der Bekehrung wollte man warten, bis die Verfolgung zu Ende sei. Da inzwischen Verdacht auftauchte, daß der Dorfvorsteher den Missionär als seinen Gefangenen betrachte, floh dieser weiter nach Ke-Beo, einem christlichen Dorfe, wo aber ein bunter Mischmasch von allem erdenklichen Aberglauben herrschte. Da gab es vollauf zu thun. Der Missionär ließ es sich nicht gereuen, hier längere Zeit zu verweilen, bis das Licht des Glaubens neu belebt und die Sitten gehoben und verbessert waren. In kurzer Zeit gewann das Dorf ein neues Ansehen, und das war für den Verfolgten ein um so süßerer Trost, als er inmitten des Sturmes wohl kaum anderswo ein so fruchtreiches Arbeitsfeld hätte finden können. Nach einem einmonatlichen Aufenthalt zog er weiter nach Kim-Bang, dem berühmtesten Zufluchtsort während der letzten dreißigjährigen Verfolgung. Kaum hatte er aber hier einige Zeit, in Gemeinschaft mit einem eingeborenen Priester, äußerst segensreich gewirkt, als der ehrwürdige Generalvikar des Distriktes, Msgr. Jeantet, in das benachbarte But-Son kam. P. Venard glaubte ihm seine eigene sichere Zufluchtsstätte abtreten zu müssen und versuchte, sich selber nach But-Dong durchzuschlagen, wo er in früheren Zeiten mehr als einmal Schutz gefunden. Er nahm den Weg über Ke-Beo, und verweilte hier abermal, um die Erfolge seines vorigen Aufenthaltes besser zu festigen. Er blieb sogar einige Zeit, als sein Aufenthalt, weil allzubekannt, schon unsicher geworden war.

Es war am 30. November gegen neun Uhr Morgens, als fünf oder sechs Barken, von einigen 20 Mann besetzt, das Haus, in welchem der Missionär versteckt war, umzingelten. Da die Wohnung am Ende des Dorfes, in der Nähe der Felder lag, und rings alles Land überschwemmt war, so genügten dieselben, um jeden Ausgang abzuschneiden. Sie waren von einem gewissen Cai-Do befehligt, dem Vorsteher des Nachbarbezirks. Er ließ die Barken in einiger Entfernung liegen und brach mit fünf oder sechs seiner Leute in das Haus ein. „Heraus mit dem europäischen Priester!" schrie er. Der Missionär hatte sich in ein für dergleiche Vorkommnisse bereitetes Versteck zwischen einer Doppelwand geflüchtet. Der Katechist Khang aber, der nicht Zeit gefunden, sich zu verbergen, trat den Häschern kühn entgegen und hoffte, sie durch eine List von dem eigentlichen Gegenstande ihrer Nachforschung abzubringen. „Ich wohne hier," sprach er, „ich bin vor Kurzem hier angekommen; wenn ihr mich verschont, werde ich euch dankbar sein; wenn ihr mich aber festnehmen wollt, so übergebe ich mich in eure Hände." Der Bezirksvorsteher gab ein Zeichen, ihn zu knebeln, ging aber gleichzeitig geradenwegs auf die Doppelwand los, zwischen der Herr Venard versteckt war, stieß sie mit einem Fußtritt ein, zog den Überraschten aus seinem Versteck hervor und schleppte ihn mit auf die Barke. Ehe die Dorfbewohner von Ke-Beo nur eine Ahnung von dem hatten, was so eben vorgegangen, waren die Barken schon verschwunden und ruderten mit der leichtgewonnenen Beute nach dem Bezirkshauptort Do.

Was den Bezirksvorsteher zur Festnahme des Missionärs angetrieben hatte, war, wie gewöhnlich, die Aussicht auf den für die Gefangennahme der Missionäre ausgesetzten Preis. Deßhalb führte er auch gleich die beiden Gefangenen, P. Venard in einem Käfig, den Katechisten mit dem Kango beladen[1], zur Unter-

[1] S. die Abbildung des Kango im Jahrgang 1874 dieser Ztschr. S. 116.

präfektur. Da er weder den Vorsteher von Ke-Beo, seinen Eidam, bloßstellen, noch die dreißig Silberbarren Fangpreis mit ihm theilen wollte, hütete er sich wohl, etwas von Ke-Beo verlauten zu lassen, sondern log dem Unterpräfekten vor, er habe von ungefähr diese beiden Menschen auf dem Lande getroffen, sie glücklich festgenommen und beeile sich, sie in die Hände des Mandarins abzuliefern.

Der Mandarin der Unterpräfektur war aber nichts weniger als erfreut über den gemachten Fang. Er versicherte hoch und theuer, wie weiland Pontius Pilatus, daß er mit der Sünde und Gehässigkeit dieser ganzen Geschichte nichts zu schaffen haben wolle, und daß er die Gefangenen nur annehme, weil er eben müsse. Er betrug sich gegen Hrn. Venard überaus freundlich, ließ ihm statt des engen Bambuskäfigs einen geräumigen andern aus Holz machen, in welchem er bequem stehen und liegen konnte, und verschaffte ihm eine leichtere Kette, die kaum ein Kilogramm wog. Diese trug der Bekenner später bis zu seinem Tode, worauf sie in die Hände seines Freundes, des Bischofs von Acanthus, gelangte. Ja, der Mandarin ging sogar so weit, seinen Gefangenen, als wenn derselbe frei gewesen, in seinen Audienzsaal zu laden und daselbst als Gast zu bewirthen. Erst nachdem von Ketscho (der Hauptstadt von Tongkin) eine Abtheilung Soldaten mit einigen Offizieren gekommen war, um die Bedeckung der beiden Gefangenen zu verstärken, schickte der Unterpräfekt sie an den Obermandarin der Hauptstadt mit einem Bericht, der den Aussagen des Vorstehers von Do entsprach. Letzterer begleitete den Zug nach Ketscho, obwohl die Mandarine die Unwahrheit seiner Aussagen kannten und dem Dorfe Ke-Beo, zur Strafe der Beherbergung des Missionärs, eine Buße von 800 Ligaturen auferlegt hatten.

Über seine Ankunft in Ketscho und sein Verhör daselbst schrieb der muthige Bekenner Christi unterm 2. Januar 1861 an seine Familie:

„Nach zwei Tagen langte ich in der Präfektur Ketscho an, der alten Hauptstadt der Könige von Tongkin. Da seht, wie ich ruhig in meinem Holzkäfig sitze, von acht Soldaten getragen, mitten in einer unzählbaren Volksmenge, welche den Zug umdrängt. Ich höre um mich sagen: ‚Wie artig er ist, dieser Europäer . . . Er ist ganz froh und heiter, wie wenn's zu einem Feste ginge . . . Er scheint sich gar nicht zu fürchten . . . Der hat nichts verbrochen . . . Der ist nur nach Annam gekommen, um Gutes zu thun, und doch werden sie ihn umbringen', und dergleichen mehr.

Wir ziehen durch die Pforte des Ostens in die Citadelle ein, und man führt mich zu dem obersten Gerichtshof. Mein Katechist Khang, der gleichzeitig mit mir gefangen wurde, geht, den Kango am Hals, hinter meinem Käfig her. Ich flehe zum heiligen Geist, daß er ihn und mich stärken und nach der Verheißung unseres Erlösers durch unsern Mund reden wolle. Ich rufe zur Königin der Martyrer und beschwöre sie, ihrem geringsten Diener beizustehen.

Zuerst bietet mir der Richter eine Tasse Thee an, die ich ohne weitere Umstände in meinem Käfig trinke. Dann schreitet er gewohnheitsgemäß zum Verhör.

Er fragt mich, woher ich sei. — Ich antworte: ‚Aus dem großen Westen, aus dem Königreich, Frankreich genannt.' — ‚Und wozu bist du nach Annam gekommen?' — ‚Ich bin einzig dazu gekommen, denjenigen die wahre Religion zu verkünden, die sie nicht kennen!' — ‚Wie alt bist du?' — ‚Einunddreißig Jahre!' — Der Richter sagt für sich in theilnahmsvollem Ton: ‚Er ist noch sehr jung.' Dann fragt er weiter: ‚Wer hat dich hierher geschickt?' — Ich antworte: ‚Weder der König noch der Mandarin von Frankreich haben mich geschickt. Aus eigenem freiem Willen habe ich den Heiden predigen wollen, und die Obern meiner Religion haben mir das annamitische Königreich als Arbeitsfeld angewiesen.' — ‚Kennst du den Bischof Lieu?' (So wurde Msgr. Retord auf Annamitisch genannt.) — ‚Ja, ich kenne ihn.' —, Warum hat der Bischof Lieu den Häuptern der Rebellen Empfehlungsbriefe ausgestellt, um die Christen als Soldaten anzuwerben?' — ‚Ich erlaube mir, den Mandarin zu fragen, aus welcher Quelle er diese Nachricht hat?' — ‚Der Präfekt von Nam-Digne hat uns das geschrieben.' — ‚Gut! Ich bezeuge, daß das nicht wahr ist. Der Bischof Lieu war viel zu weise, um solche Thorheiten zu begehen, und wenn man angebliche Briefe von ihm gefunden hat, so sind sie gefälscht. Ich habe wohl ein Rundschreiben des Bischofs Lieu an seine Priester gesehen. Darin verbot er aber, den Häuptern der Rebellen zu folgen, und erklärte, er wollte lieber tausendmal sterben als sein Kreuz im Blut färben.' — ‚Und die europäischen Krieger, die Turanne und Saigon genommen haben, wer hat die geschickt? Was wollen sie, indem sie unser Land mit Krieg überziehen?' — ‚Mandarin! Ich habe wohl um mich herum sagen hören, daß Krieg ist; aber da ich gar keine Verbindung mit diesen Kriegern aus Europa habe, so kann ich deine Frage nicht beantworten.'

Inzwischen langt der Präfekt an. Kaum hat er sich gesetzt, da schreit er mich mit durchdringender Stimme an: ‚Ha! Haupt der christlichen Religion! Du hast ein kenntliches Gesicht! Du weißt wohl doch, daß die annamitischen Gesetze den Europäern den Eintritt in das Reich Annam verbieten? Wozu also herkommen, um sich hier tödten zu lassen? Ihr habt die europäischen Schiffe aufgereizt, um uns zu bekriegen. Nicht wahr? Du mußt die Wahrheit eingestehen, oder man wird dich foltern!' — ‚Großmandarin! Du stellst mir zwei Fragen. Auf die erste antworte ich, daß ich ein Gesandter des Himmels bin, um die wahre Religion denjenigen zu verkünden, die sie nicht kennen, gleichviel an welchem Ort, in welchem Königreich. Wir ehren gar sehr das Ansehen der Könige dieser Erde, aber wir ehren noch weit mehr das Ansehen des Königs des Himmels. Auf die zweite Frage antworte ich, daß ich in keinerlei Weise die Europäer aufgereizt habe, das annamitische Königreich zu bekriegen.' — ‚Du fürchtest den Tod nicht?' — ‚Großmandarin! ich fürchte den Tod nicht. Ich bin hierhergekommen, um die wahre Religion zu predigen. Ich bin keines Verbrechens schuldig, das den Tod verdient. Aber wenn Annam mich tödtet, werde ich mit Freuden für Annam mein Blut vergießen.' — ‚Hast du keinen Groll gegen diejenigen, die dich gefangen genommen haben?' — ‚Keinen. Die christliche Religion lehrt uns, diejenigen lieben, die uns hassen.' — ‚Haupt der christlichen Religion! Du mußt die Namen der Orte nennen, die dich bis zum heutigen Tag verborgen hielten!' — ‚Großmandarin! Man nennt dich den Vater und die Mutter des Volkes. Wenn ich diese Aufschlüsse gebe, werde ich viel Leid verursachen, welches das Volk zu dulden haben wird. Urtheile selbst, ob sich dieß geziemt oder nicht.' — ‚Tritt das Kreuz mit Füßen, und man wird dich nicht tödten.' — ‚Wie? Ich habe bis auf den he tigen Tag die Religion des Kreuzes gepredigt, und du willst, ich solle es abschwören? Ich achte das Leben dieser Welt nicht so hoch, daß ich es um den Preis eines Abfalles erhalten möchte.' — ‚Wenn der Tod in deinen Augen so viel Reiz hat, warum hast du dich denn versteckt, um nicht gefangen zu werden?' — ‚Großmandarin! Die Religion verbietet, auf seine eigenen Kräfte zu vertrauen und sich selber auszuliefern. Aber da der Himmel es zugelassen, daß ich gefangen wurde, so vertraue ich auch, daß er Muth genug geben wird, um alle Qualen zu erdulden und auszuharren bis zum Tod.'

Das waren kurz die hauptsächlichsten Fragen, die man an mich stellte, und die Antworten, die ich darauf gab. Die Mandarine fragten auch meinen Katechisten aus und ließen ihm zehn Bambusstreiche geben. Der Herr verlieh ihm die Kraft, seinen Glauben standhaft zu bekennen. Seit diesem Tage bin ich in meinem Käfig an dem Thore des Präfekten selbst untergebracht, unter der Obhut einer Compagnie

cochinchinesischer Soldaten. Viele Leute allen Ranges besuchen mich hier, um sich mit mir zu unterhalten."

Unter den Heiden, die ihn besuchten, fehlte es nicht an solchen, welche, von götzendienerischem Haß getrieben, ihn hart behandelten, verspotteten und beleidigten. Die Mehrzahl indeß schenkte ihm aufrichtige Theilnahme, und sogar solche, welche er wegen unziemlicher Reden freundlich tadelte, nahmen ihm seine Freimüthigkeit nicht nur nicht übel, sondern baten ihn um Verzeihung für ihren Fehler. Aber auch Christen gelangten zu dem Käfig des Bekenners im Hofe des Großmandarins und wußten ihn, der so ganz unnahbar den Feinden des Christenthums überantwortet schien, durch ihre treue Hingebung und Umsicht mit den beiden Bischöfen, Msgr. Theurel und Msgr. Jeantet, wie auch mit andern Missionären in regelmäßige Verbindung zu setzen, ihm die Gnade der heiligen Beicht und der heiligen Communion zu verschaffen, ja sogar Briefe von ihm an seine Familie im fernen Frankreich zu befördern, dieselben Briefe, denen wir soeben die Schilderung seines Verhörs in Ketscho entnommen haben.

Ein Missionär im Käfig zum Mandarin geführt.

Msgr. Theurel, Bischof von Acanthus, der Jugendfreund und Reisegefährte P. Venard's, wohnte unter den französischen Missionären am nächsten bei Ketscho und erhielt deßhalb am schnellsten zuverlässige Nachrichten über den Bekenner. Er sann sofort darauf, eine regelmäßige Verbindung mit demselben herzustellen, und er fand eine Mittelsperson, wie er sie nicht besser hätte treffen können. Es war Huong Moï, ein Soldat von festem Muth, Christ und seinem Bischof so treu ergeben, daß er ihn schon einmal, auf Gefahr des eigenen Wohles, zwei Monate lang in seinem Hause verborgen gehalten hatte. Um den Missionären bessere Dienste leisten zu können, hatte er sich den Dienern und Häschern des Justiz-Mandarins angeschlossen, unter welchen er der Chef einer Patrouille ward. Durch ihn erhielt der Bischof zunächst folgendes Billet, das vom 28. December 1860 datirt war:

„Vor vier Tagen haben die Mandarine meine Gefangennahme in die Hauptstadt (Annams) gemeldet, aber ohne einen Strafantrag beizufügen. Sie ließen mich meine Erklärung selbst schriftlich abfassen, und ich unterschrieb sie mit dem Katechisten Khang; sie compromittirt Niemanden. Ich habe eine gewisse Ahnung, daß ich nach der Hauptstadt werde gehen müssen. Hier behandelt man mich gut. Die cochinchinesischen Soldaten, die mich bewachen, sind brave Leute. Aber ich befinde mich am Eingangsthor zum Gerichtsgebäude; deßhalb ist es mir sehr schwierig, zu schreiben . . . Der Großmandarin gibt täglich 6 Sous (24 *Pf.*) zu meinem Unterhalt. Ich befinde mich ziemlich wohl. Mein Herz ist ruhig, wie ein stiller See oder der klare Himmel; ich habe keine Furcht. Der Mandarin des Bezirkes Nam-Xang (der die Christen sehr verfolgte) ist hier gewesen, um mich zu sehen. Ich habe ihm erklärt, daß Jesus stärker sei als er, und daß er umsonst gegen Jesus ankämpfe, und daß Jesus ihn eben so gut besiegen würde wie so viele Andere. Der Gerichtsschreiber Tu (welcher 1859 vier Priester gefangen nahm) wollte mich nach Ihnen ausfragen. Ich habe ihm in voller Gerichtssitzung erklärt, daß er ‚ein elendes Handwerk treibe und daß sein Mandarinsdiplom neunter Klasse, der Blutpreis vier von ihm gemordeter Priester, dahinwelken würde wie die Blume des Frühlings', eine Äußerung, welche den Justizmandarin und sämmtliche Schreiber herzlich lachen machte. Man liebt und achtet mich; der Großmandarin hat mich zwei Mal zu Tafel geladen."

Indessen hielt diese Gesinnung des Großmandarins nicht Stand, und er entzog dem Missionär sogar die zu dessen Unterhalt ausgeworfenen 6 Sous, so daß dieser hätte Hunger leiden müssen, wenn ihm nicht ein Mitgefangener einen Napf Reis geschenkt hätte. Der Großmandarin inzwischen fuhr fort, nicht weiter für den Unterhalt des Gefangenen zu sorgen. Glücklicherweise erfuhr dieß Bischof Theurel bald und konnte Hilfe schaffen. Eine Wittwe, Namens Nghien, eine Christin, die Schwester eines der Köche des Großmandarins, übernahm es, den Bekenner mit Nahrung und sonst allem Nöthigen zu versorgen. Durch sie wurde auch der Briefverkehr bedeutend erleichtert.

In den Gefängnissen von Ketscho schmachtete damals ein annamitischer Priester Namens Khoan. Msgr. Theurel hoffte anfänglich, daß sich eine Zusammenkunft zwischen ihm und Herrn Venard herbeiführen ließe, um diesem den Trost der heiligen Sacramente zu verschaffen. Da sich das aber nicht machen ließ, so entschloß er sich, ihm den Priester Thinh, den Vikar der Pfarrei Ketscho, zu senden.

„Der Patrouillenchef Huong-Moï," so erzählt Msgr. Theurel selbst den Verlauf dieser Sendung in einem Briefe an P. Venards Verwandte, „übernahm es, den Priester in den Palast des Großmandarins bis an den Käfig des Herrn Venard zu führen. Der Besuch fand am 15. Januar statt, in Gegenwart der Wachen und einer Menge Personen aus dem Gefolge der Mandarine, welche den ganzen Saal füllten. Ihr Bruder that, als ob er den Pater Thinh nicht kännte, und fragte den Patrouillenchef Huong-Moï: ‚Was ist das für ein Herr, der da mit euch gekommen ist?' ‚Das ist,' sagte der Patrouillenchef, ‚der Thay-Ca,' ein Ausdruck, der in der christlichen Umgangssprache deutlich den Priester bezeichnet, in der Sprache der Heiden aber als ‚Familienältester' verstanden werden kann. — Bei diesem Wort rieselte dem P. Thinh alles Blut und aller Muth hinab in die Beine. Aber der Patrouillenchef, der daran gewöhnt war, mit der Gefahr zu spielen, wußte das Erblassen des Priesters völlig zu decken, indem er die Aufmerksamkeit der Anwesenden durch allerlei Scherze auf andere Dinge lenkte. Herr Venard

verließ den Käfig und ging etwas im Garten umher, um seine Gewissenserforschung zu machen; keine der Wachen folgte ihm. Als er wieder in seine enge Wohnung eingetreten war, ließ Huong-Moï abermals seinen Witz spielen, um die Anwesenden zu unterhalten. Der annamitische Priester indeß that, als ob er den Käfig untersuche, lispelte dem Gefangenen Jesu Christi einige leise Worte zu und zog sich dann ruhig wieder von dem Käfig zurück. Nachdem Ihr Bruder die Lossprechung erhalten hatte, bewirthete er die ganze Gesellschaft mit einigen Tassen Thee, und dann nahm P. Thinh von ihm Abschied. Das allerheiligste Sacrament, das der Priester mit zur Stadt gebracht hatte, übergab er der schon erwähnten Wittwe; diese brachte es gegen Abend Herrn Venard, der bis Mitternacht der Gegenwart unseres Heilandes genoß und dann sich communicirte."

„Der Priester Thinh wird Ihnen erzählen," schrieb der Gefangene am 26. Januar an Bischof Jeantier, „wie ich ihn in Gegenwart der Menge mit Thee bewirthet habe. Er hat mir zum Danke das Brod der Wegzehrung gebracht. Mi Jesu! Deus meus! (Mein Jesus! Mein Gott!) In meinem Käfig!"

Von demselben Tage datiren vier Briefe an seinen Vater, an seine Schwester Melanie, an seine Brüder Heinrich und Eusebius, von denen er einzeln Abschied nahm.

P. Venard, um des Glaubens willen getödtet am 2. Februar 1861.

„Es ist beinahe Mitternacht," heißt es in dem Briefe an die Schwester, „um meinen Käfig stehen Lanzen und lange Säbel. In einem Winkel des Saales spielt eine Gruppe von Soldaten mit Karten, eine andere Gruppe mit Würfeln. Von Zeit zu Zeit schlagen die Schildwachen auf dem Tam-Tam und der Trommel das Wachtsignal. Zwei Meter von mir wirft eine unstet flackernde Lampe ihr Licht auf mein Blatt von chinesischem Papier und ermöglicht mir, diese Zeilen zu schreiben. Von Tag zu Tag erwarte ich mein Urtheil. Vielleicht morgen schon werde ich zum Tode geführt werden. Ein glücklicher Tod, nicht wahr? Ersehnter Tod, der zum Leben führt. . . . Aller Wahrscheinlichkeit nach wird man mich enthaupten: glorreiche Schmach, deren Preis der Himmel sein wird. Bei dieser Nachricht, liebe Schwester, wirst du weinen, aber Freudenthränen. Sieh nur deinen Bruder, die Krone der Martyrer um sein Haupt geschlungen, die Siegespalme in seiner Hand! Noch ein Weilchen, und meine Seele wird die Erde verlassen, ihre Verbannung beenden, am Ziele ihres Kampfes sein. Ich ziehe zum Himmel, ich erreiche die Heimath, ich gelange zum Sieg. Eingehen werde ich in den Wohnort der Auserwählten, schauen jene Schönheiten, die noch kein Menschenauge geschaut hat, hören die Harmonien, die noch kein Ohr gehört, genießen die Freuden, die noch kein Herz gekostet. Aber vorher muß das Samenkorn erst zermalmt, die Traube gekeltert werden. O möchte ich ein Brod, ein Wein nach dem Geschmack des großen Hausvaters sein! Ich hoffe es von der Gnade des Heilandes, von dem Schutze seiner unbefleckt empfangenen Mutter; und darum darf ich, obwohl noch auf dem Kampfplatz, schon den Triumphgesang anstimmen, als wenn ich schon gekrönter Sieger wäre. . . . Lebe wohl, geliebte Schwester, lebe wohl!"

Das Todesurtheil verzögerte sich indeß noch einige Tage, aber nicht viele mehr.

In der Nacht vom 1. auf den 2. Februar war das Todesurtheil angekommen, ohne daß P. Venard etwas davon merkte. Am Morgen des 2. frühstückte er wie gewöhnlich und ging dann etwas in den Garten. Hier sagte ihm die Wittwe Nghien, die ihm dahin gefolgt war: „Vater, Sie werden heute hingerichtet werden." Er wollte es nicht glauben, weil er meinte, er würde zur Hinrichtung erst in die Hauptstadt geschleppt werden. Aber sie erwiederte: „Es ist sicher, Vater, man wird Sie heute hinrichten. Die Elephanten sind schon bereit, die Soldaten stehen in Reih und Glied, in ein paar Augenblicken wird man Sie zu Tode führen." Jetzt glaubte der Bekenner an die Verläßlichkeit der Nachricht, ging zu seinem Käfig zurück und vertheilte seine wenigen kleinen Habseligkeiten.

P. Thinh machte den Versuch, ihm noch einmal die heilige Communion zu senden, aber der Versuch mißlang; bereits hatten die Mandarine den Bekenner rufen lassen, um ihm das Todesurtheil zu verkünden. In einem Festanzug, den er sich für diesen seinen glücklichsten Tag hatte anfertigen lassen, stellte er sich den Mandarinen, hörte gelassen das Urtheil an und erwiederte kurz: er sei nur in's Land gekommen, um die wahre Religion zu lehren, und für diese gehe er jetzt in den Tod. „Vor dem Richterstuhl Gottes werden wir uns wiedersehen," fügte er, zu den Mandarinen gewendet, hinzu. Dann setzte sich der Zug in Bewegung und zwar zum Flusse hin, damit das Haupt des Martyrers gleich in den Fluß geworfen werden könne. Auf der Straße durch die Stadt sang P. Venard lateinische Hymnen. An der Stätte der Hinrichtung angekommen, bildeten die Soldaten einen weiten Kreis, um die Neugierigen zurückzudrängen, und ließen nur die Wittwe Nghien in den Kreis hinein.

Ruhigen und heiteren Blickes ließ der Bekenner sein Auge über die versammelte Menge dahingleiten, ohne Zweifel nach dem P. Thinh spähend, um von ihm die letzte Absolution zu erhalten. Aber die Ausführung des Urtheiles geschah so rasch, daß P. Thinh nicht hatte zur Stelle sein können, und so entbehrte der Martyrer des Trostes, durch die priesterliche Lossprechung und das letzte Lebewohl seines Freundes in seinem Kampf gestärkt zu werden. Nachdem er umsonst umhergeblickt, zog er seine Sandalen aus und gab sie der Wittwe Nghien.

Darauf setzte er sich auf eine Matte nieder; mit einem Eisenkeil und Hammer sprengte man die Eisenringe, welche seinen Hals und seine Knöchel umschlossen, und nahm ihm seine Fesseln ab. Auch die Wittwe Nghien wurde jetzt von den Soldaten aus dem Kreise entfernt.

Der Henker war ein verwachsener Mensch Namens Tun, früher Soldat, jetzt Schauspieler; am 25. März 1860 hatte er bereits vier Priester hingerichtet. Er hatte sich um dieß traurige Geschäft beworben, um die Kleider der Hingerichteten zu erhalten. Er fragte ihn zuerst, wie einen gewöhnlichen Verbrecher, was er ihm geben wolle, wenn er ihn rasch und flink aus diesem Leben befördere, erhielt aber statt aller Antwort nur die Worte: „Je länger es dauert, desto besser!" Da er indeß sah, daß P. Venard gute, neue Kleider anhatte, wollte er sich derselben bemächtigen, bevor dieselben mit Blut beschmutzt würden. Er bat deßhalb sein Opfer, die Kleider abzulegen, und da diese erste Einladung wirkungslos blieb, versuchte er es mit List und sagte: „Du sollst ‚lang-tri' d. h. mit dem Schwert einzeln aller Glieder beraubt und dann geviertheilt werden." Sei es, daß der Missionär diese Lüge glaubte, sei es, weil er der Zudringlichkeit des Buckligen los werden wollte, sei es, was wohl wahrscheinlicher ist, im Andenken an unsern Herrn, der vor seiner Kreuzigung auch diese Schmach erfuhr, er zog alle seine Kleider aus bis auf die Beinkleider. Dann band man ihm die Ellbogen fest auf dem Rücken zusammen, um ihn zu zwingen, den Kopf aufrecht zu halten und den Hals dem verhängnißvollen Streich zu bieten. So ward er an einen Bambuspfahl gefesselt, der nur schlecht in der Erde befestigt war. Auf ein gegebenes Zeichen erhielt er den ersten Streich, der gleichsam nur ein Versuch war und kaum die Haut ritzte. Ein zweiter Schlag, besser geführt, trennte das Haupt fast völlig vom Rumpfe und warf in einem Ruck den Martyrer sammt dem Pfahl um. Da das Schwert hievon schartig geworden, griff der Henker zu einem andern und führte noch drei Streiche, worauf er das Haupt an einem Ohr faßte und zu dem der Hinrichtung präsidirenden Hauptmann trug. Dieser befahl dem Ortsmagistrat, gut Wache zu halten während der drei Tage, da das Haupt ausgestellt bleiben sollte, ließ dann zum Rückzug blasen und führte seine Soldaten in die Stadt zurück. Inzwischen klagten die Wittwe Nghien und einige andere christliche Frauen, wie um den Verlust eines einzigen Sohnes. Sobald aber die Truppen das Feld verlassen, stürzten diese Frauen und die ganze Menge über den Leib des Martyrers her, um Stoffe und Papier mit seinem Blut zu tränken. Es war ein solcher Eifer, daß auf dem Platze kaum ein Grashalm stehen blieb.

So vollendete der Freund des Bischofs von Acanthus sein heldenmüthiges Opfer. Zwei annamitische Priester erlitten um dieselbe Zeit den Martyrtod, drei andere schmachteten im Kerker. Von den zehn europäischen Missionären, welche beim Anfange der Verfolgung den Kampfplatz betraten, waren im Herbst 1861 nur noch drei übrig, Msgr. Jeantier, der apostolische Vikar der Mission, sein Coadjutor, Msgr. Theurel, Bischof von Acanthus, und der Missionär P. Saiget. Alle übrigen hatte die Macht des Verfolgers erreicht oder unsägliches Leiden und Mühsal frühzeitig dahingerafft. Auch von diesen entging Bischof Jeantier im October, Bischof Theurel im September 1861 nur mit knapper Noth den Händen der annamitischen Häscher. „Der 14. September 1861," erzählte letzterer selbst später einem Freunde, „war der schrecklichste Tag meines Lebens. Plötzlich gewarnt, daß Häscher uns auf der Fährte seien, hatten wir kaum Zeit, uns in eine am Abend zuvor vollendete Höhle zu begraben. Nach einiger Zeit fühlten wir uns sehr unwohl, untersuchten sorgfältig die Höhle und gewannen bald die erschreckende Gewißheit, daß keine Röhre die Verbindung mit der äußern Luft vermittle. Wir waren somit in Gefahr, zu ersticken. Einer der Katechisten war schon bewußtlos hingesunken und ich selbst war einer Ohnmacht nahe, als der Eingang unseres Grabes von oben geöffnet ward." Die Häscher waren abgezogen; man brachte jetzt Luftröhren an der Höhle an und der Bischof fand in derselben für weitere 17 Tage ein sicheres Versteck.

Immer trauriger gestaltete sich inzwischen die Lage[1]. Im Anfang des Jahres 1862 zählte die Mission bereits zweiundzwanzig Priester, die während dieser Verfolgung um des Glaubens willen getödtet worden waren. Neun schmachteten noch im Gefängniß oder im Käfig, theils der Hinrichtung entgegensehend, theils dem Tod durch Hunger und Elend überantwortet. Bei all' seinem Muth fand Msgr. Theurel die Lage beinahe unerträglich und schloß seinen Missionsbericht vom März 1862 mit den Worten: „Es bleibt uns nichts zu wünschen übrig als Bambusstreiche, Fußeisen und den Gnadenstoß!"

Die Verfolgung bot indeß auch ihre tröstliche Seite. In einem Bericht, den Msgr. Theurel am 7. April 1862 an den Centralrath der Glaubensverbreitung richtete („vielleicht den letzten, den ich die Ehre habe, an Sie zu richten"), konnte er über die Verfolgungsjahre 1858, 1859 und 1860 folgende Statistik geben:

Sterbende Heidenkinder getauft	8,939
Heidenkinder losgekauft	103
Erwachsene getauft	231
Feierliche Taufen christlicher Kinder . . .	1,012
Die heilige Firmung ertheilt	101
Kinderbeichten	4,653
Beichten Erwachsener	117,520
Communionen	89,942
Erste Communion	1,199
Das Viaticum ertheilt	1,514
Die letzte Ölung ertheilt	3,005
Ehen eingesegnet	969

Mögen diese Zahlen weit gegen diejenigen zurückstehen, welche die Kirche von West-Tongkin zuvor in friedlicheren Zeiten aufzuweisen hatte, so erscheinen sie gewaltig groß, wenn man bedenkt, daß all' diese Taufen und Absolutionen, diese Firmungen und Communionen, diese letzten Ölungen und sacramentalen Segnungen, unter unsäglicher Noth und Gefahr, von grabähnlichen Verstecken aus, im Dunkel der Nacht, oder in unwegsamen Einöden, oft unter dem Schwert des Verfolgers von der Hand unbeugsamer Bekenner und todesmuthiger Blutzeugen gespendet wurden. Solche Statistiken wie diese hat keine Kirche aufzuweisen als eben die einzig wahre — die Braut des gekreuzigten Gottessohnes, die Erbin der Katakomben.

Den Sieg und die Befreiung der annamitischen Kirche zu schauen, sollte Msgr. Theurel nicht vergönnt sein. Aber er sah wenigstens den Waffenstillstand, welcher jenen Sieg vor-

[1] Über die gleichzeitige Lage der Kirche in Ost- und Mittel-tongkin vgl diese Zeitschrift, 1874, S. 255 ff.

bereitete, und die Anfänge der Ernte, welche aus so viel Leiden und Martyrblut emporzusprossen begann. Noch im October 1862 wurden die Christen in den meisten Bezirken freigegeben und in ihre heimathlichen Dörfer zurückgeschickt. Die Missionäre Charbonnier und Mathevon wurden aus ihren Käfigen, in welchen sie zehn Monate geschmachtet hatten, entlassen. In den christlichen Dörfern trat das Christenthum wieder aus dem Versteck hervor, die zerstreuten Gläubigen sammelten sich auf's Neue um ihre Hirten; abgefallene Christen strömten von allen Seiten zum Priester herbei, um ihren Abfall durch aufrichtige Buße zu sühnen. Nachdem im Laufe des Jahres 1863 die Pfarrverwaltung wieder in Gang gebracht war, sorgte Mfgr. Theurel vor Allem für die Erziehung eines einheimischen Klerus. Schon Ostern 1864 zählte sein Seminar, das er selbst leitete und an dem er selbst lehrte, wieder 40 Zöglinge, darunter 6 Diakonen, 9 Subdiakonen, 10 Minoristen und 15 Tonsurirte. Dazu hatte er eine Lateinschule mit 6 Klassen und 110 Schülern in's Leben gerufen, die auf drei Dörfer vertheilt waren. Bischof und Pfarrer, Seminardirektor und Professor in einer Person, suchte der unermüdliche Apostel Allen Alles zu werden und den schwachen Zugeständnissen der Regierung den größtmöglichsten Grad kirchlicher Freiheit und kirchlicher Lebensentfaltung abzugewinnen, als eine heftige Dyssenterie seine Gesundheit zu zerstören und seine Kraft zu lähmen anfing. Nach vielen vergeblichen Versuchen, in Saigon, Hongkong und Singapur seine Gesundheit herzustellen, mußte er 1865 in der Heimath Genesung suchen; wirklich konnte er auch im Herbst 1866 seine Arbeiten in West-Tongkin wieder aufnehmen. Aber die einmal erschütterte Gesundheit widerstand den großen Beschwerden seines Amtes und den Anforderungen, die sein Seeleneifer an ihn stellte, nicht lange mehr. In noch jugendlichem Alter von 39 Jahren wurde er vom Herrn des Weinbergs am 3. November 1868 abberufen, um auf's Neue mit seinem Freunde, dem ehrw. Martyrer Venard, vereinigt den Lohn seiner Arbeiten und Mühen zu empfangen.

Die katholische Kirche Tunisiens in alter und neuer Zeit.

1. Das Land und seine Geschichte.

Die heutige Regentschaft Tunis ist einer jener drei ehemaligen Raubstaaten Nord-Afrika's, welche Jahrhunderte hindurch auf dem Mittelmeer und an dessen Küsten so viel Schrecken verbreiteten. Sie hat einen Flächenraum von etwa 2150 Quadratmeilen, übertrifft also an Ausdehnung um ein Weniges die drei süddeutschen Staaten Bayern, Württemberg und Baden, erreicht aber mit ihrer Einwohnerzahl von kaum 2 Millionen nicht einmal ein Viertel der Bevölkerung jener drei Staaten. Gegen Norden und Osten bildet das Mittelmeer ihre Grenzen, gegen Süden stößt sie an das berberische Tripolis und gegen Westen an die französische Besitzung Algerien. Die Beschaffenheit des Küstensaumes ist vorherrschend flach und sandig; im Norden steigen steile Felsmassen empor, die nur durch einen schmalen Küstenstrich vom Meere getrennt sind; auch im Innern des Landes ist der nördliche und westliche Theil mit hohen und schroffen Bergmassen angefüllt; der weitaus größte Theil der Regentschaft jedoch zeichnet sich aus durch ein glückliches Klima und hohe Ertragsfähigkeit des Bodens, der aber nur an wenigen Orten gut angebaut ist.

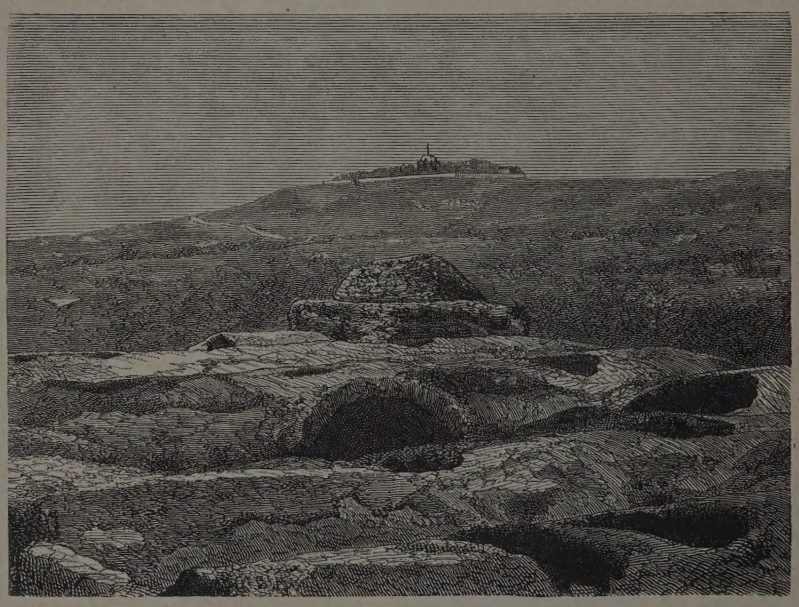
Die Hauptstadt Tunis, „die Weiße, die Stätte des Friedens und der Glückseligkeit" (!), liegt etwa 12 Stunden vom Meere, an dem Salzsee El Bahira (das kleine Meer), welcher mit dem Meere selbst durch den schiffbaren Kanal von Goletta in Verbindung steht. Es ist eine ziemlich bedeutende Fabrik- und Handelsstadt, die mit ihrem Hauptfabrikat, den rothen tunesischen Mützen, Tarbusch genannt, den ganzen Orient versieht. Sie hat gegen 100—120,000 Einwohner, von denen etwa 1/4 Juden, die übrigen meistens Muhammedaner sind; die Zahl der Katholiken mag sich auf 2000 belaufen. Die übrigen Städte der Regentschaft sind ohne besondere Bedeutung; wir nennen nur Kairwan im Innern des Landes, die nächstgrößte Stadt mit etwa 12,000 Einwohnern, Goletta, den befestigten Hafen von Tunis, und Bizerta, das alte Hippo Zarytus, einen immerhin noch lebhaften Handelsplatz der Nordküste — das alte Hippo Regius, der Bischofssitz des hl. Augustinus, lag weiter westwärts, beim heutigen Bona, auf dem gegenwärtig französischen Gebiete, bietet aber jetzt nur mehr Ruinen.

In unserer Zeit spielt die Regentschaft Tunis keine besondere Rolle mehr in der Weltgeschichte; sie steht unter türkischer Oberherrschaft, aber der Bey — diesen Titel führt ihr Beherrscher — ist mehr noch von seinen christlichen und jüdischen Gläubigern abhängig als vom türkischen Sultan. Ehemals war das ganz anders; dieses Landgebiet, das man kaum noch beachtet, durfte einst sogar dem alten Rom die Weltherrschaft streitig machen, und erst nachdem es von den Römern in drei harten und schweren Kriegen zu Boden geschlagen und seine damalige Hauptstadt bis in den Grund vernichtet war, konnte Rom sicher seine Herrschaft über die andern Mittelmeerstaaten ausdehnen. Die heutige Regentschaft Tunis ist nämlich das Gebiet des alten Karthago, und die heutige Hauptstadt Tunis ist das alte Tunes oder Tunetum, eine ehedem von Karthago abhängige Stadt, die kaum 2 deutsche Meilen südlich von dem früheren Karthago entfernt war.

An die Geschichte Karthago's dürfen wir hier nur flüchtig erinnern. Schon in ältester Zeit legten die Phönizier an der Nordküste Afrika's Kolonien an; zu diesen gehörte auch Karthago. Nach der allgemein bekannten Sage gründete Didon, eine tyrische Königstochter, im neunten Jahrhundert vor des Herrn Geburt diese „Neustadt", „Karthad-Hadtha", welchen Namen die Griechen in Karchedon, die Römer in Karthago sich mundgerecht machten. An Macht und Einfluß übertraf die Tochterstadt Karthago bald ihre Mutterstadt Tyrus. Nicht nur eroberten ihre Bewohner, welche in Erinnerung an ihre Abstammung von den Phöniziern Pönier oder Punier genannt wurden, einen großen Theil der Nordküste Afrika's und gründeten selbst wieder neue Pflanzstädte bis zu den Säulen des Herkules (der Straße von Gibraltar) und noch darüber hinaus, sondern sie wagten sich auch an die Eroberung Spaniens und Siciliens. Auf dieser Insel jedoch traten die Römer ihren weitern Siegen entgegen, und es folgten nun jene drei berühmten Kriege, die punischen genannt, welche mit der vollständigen Vernichtung der gewaltigen Nebenbuhlerin Roms endeten (146 v. Chr.).

Siebenzehn Tage lang wüthete das Feuer in der eroberten Stadt; was von den Bewohnern nicht durch das Feuer und das Schwert umkam, wurde in die Sklaverei verkauft; die festen Mauern, welche so lange dem Angriff getrotzt hatten, wurden wie alle andern Bauten geschleift; nur die Tempel wollte der Sieger Scipio geschont wissen, aber die Karthager selbst zerstörten sie. Der Platz, auf dem die Stadt gestanden, wurde verflucht, das ganze karthagische Gebiet, nur wenige Striche ausgenommen, als Provinz Afrika dem römischen Reich einverleibt.

Trotz des Fluches, den die Römer über das alte Stadtgebiet ausgesprochen, sollte Karthago doch wieder aufgebaut werden; schon 20 Jahre nach der Zerstörung wurde von den Römern selbst in dieser Beziehung ein Beschluß gefaßt, aber erst kurz vor der Geburt des Herrn kam er durch den Kaiser Augustus zur vollständigen Verwirklichung. Mit 3000 römischen Bürgern und zahlreichen Eingeborenen bevölkert, erstand das neue Karthago aus den Trümmern des alten und erhob sich zum zweiten Male zum Rom der afrikanischen Welt; ja, in der römischen Kaiserzeit gelangte es zu solcher Blüthe, daß es neben Alexandria die zweite Stelle unter den zahlreichen und mächtigen Städten des weiten Römerreichs einnahm. Es war der Sitz des römischen Proconsuls und der meisten römischen Beamten; in Folge seiner günstigen Lage wurde es wieder eine der reichsten Handelsstädte, und zu gleicher Zeit blühte daselbst die Pflege der Künste und Wissenschaften in hohem Grade.



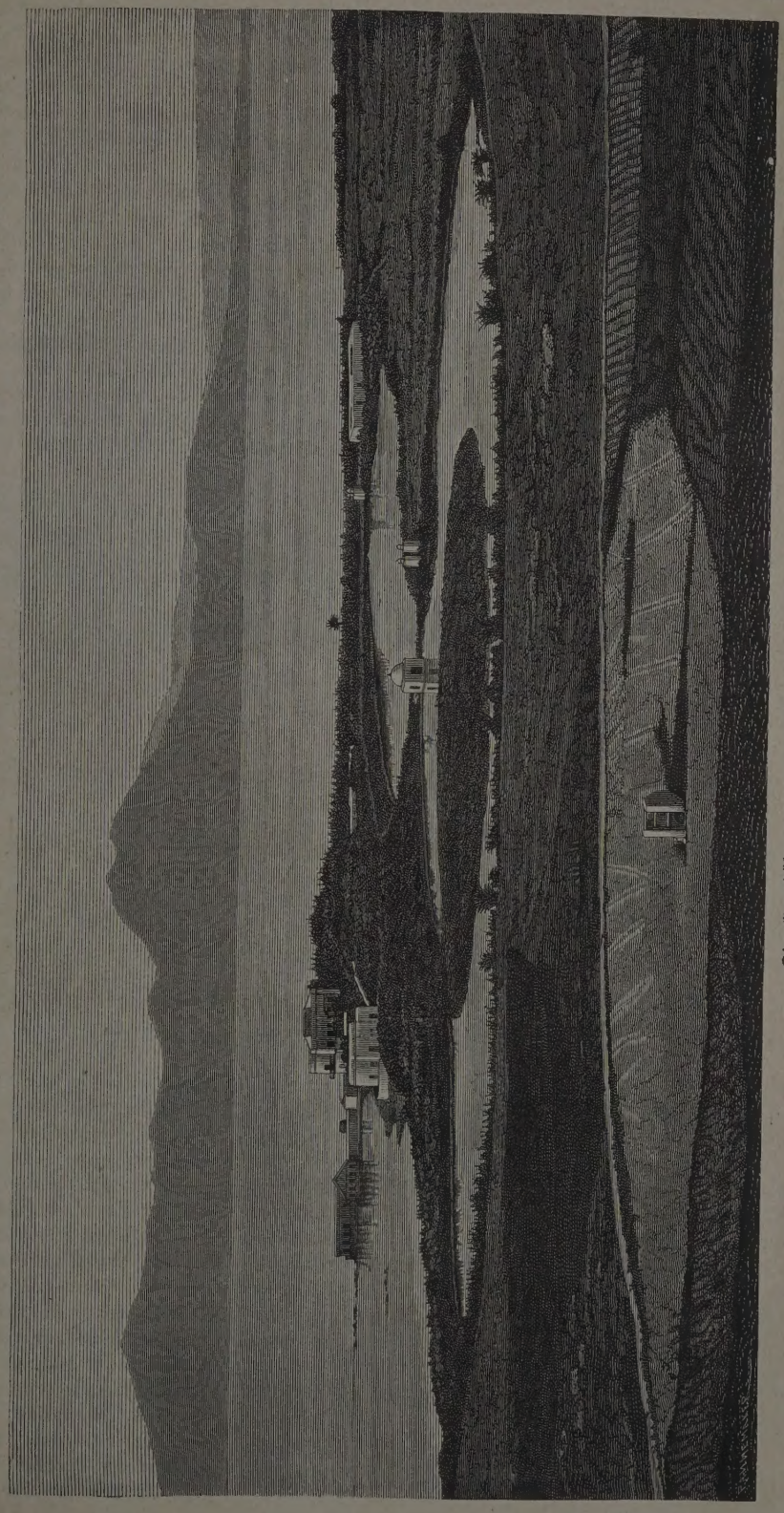
Ehemalige Cisterne von Karthago.

Allein das neue Karthago sollte kein höheres Alter erreichen als das alte. Ein erstes Mal wurde es von dem Vandalenkönig Genserich erstürmt und theilweise zerstört (439); von diesem Schlage erholte es sich einigermaßen unter der Herrschaft der byzantinischen Kaiser, um endlich 647 und 692 von den arabischen Horden vollständig verwüstet zu werden. Auf der weiten Fläche, auf welcher sich einst diese stolze Stadt mit ihren 700,000 Einwohnern, mit ihren zahlreichen Tempeln und Prachtbauten, mit ihren $1^1/_2$ deutsche Meilen im Umfange sich hinziehenden dreifachen Mauern erhob, liegen jetzt drei elende arabische Dörfchen: Sidi Bou Said, Douar esch-Schat und Malka; auf dem höchsten Punkte aber, dort wo früher die Burg, Byrsa genannt, nach dem Meere hinaus und in's Land hinein trotzte, erhebt sich jetzt eine katholische Kapelle, erbaut zu Ehren des hl. Ludwig, jenes größten der französischen Könige, welcher zweimal den Versuch machte, das Grab des Herrn den Ungläubigen zu entreißen, und auf seinem zweiten Kreuzzug inmitten der Ruinen Karthago's der Pest erlag.

Im Mittelalter wurden die Marmortrümmer nach allen Seiten, sogar bis nach Italien, verschleppt, um zu neuen Bauten zu dienen; daher finden sich heute nur noch einzelne und unförmliche, wenngleich mitunter kolossale Überreste. Die beiden Häfen der Stadt, ein innerer Kriegshafen, geräumig genug für 220 große Kriegsschiffe, und ein äußerer noch größerer Handelshafen, lagen südöstlich von der alten Byrsa, gerade dort, wo der Bey heute ein Landhaus besitzt; sie waren von Menschenhand gegraben und sind jetzt ganz verschüttet; die beiden kleinen Teiche, welche auf unserer Zeichnung erscheinen, sind keine Reste der alten Häfen, sondern ein theilweiser Wiederherstellungsversuch, welchen vor einigen Jahren ein Sohn des ersten Ministers von Tunis unternommen hat. Nahe dem Hafen lag der Marktplatz, das Forum; hier hatte der römische Proconsul sein Tribunal, hier also wurden so viele Christen um des Glaubens willen verurtheilt und von hier aus zur Marter und zum Tode geführt. Vom Forum führte eine Marmortreppe zur Burg hinauf, wo sich auch die Gefängnisse befanden; sie bildete also den gewöhnlichen Weg für die aus den Kerkern zum Richtstuhl geschleppten Martyrer. Auf der Burg lag gleichfalls der Tempel des Esmun (Äskulap), des speciellen karthagischen Schutzgottes, unten aber, in der Nähe des Forum, der des Apollo, in welchem sich dessen vergoldete Statue in einem goldenen, 1000 Talente schweren Behälter befand. Beide Tempel werden häufig in den Akten der heiligen Martyrer genannt. Außerdem finden wir in den alten Schriftstellern zahlreiche andere Tempel erwähnt: so den des Moloch (Saturnus), dem hier wie in seinen syrischen Heiligthümern zahlreiche Kinder und auch Erwachsene geopfert wurden, den des Melkarth (Herkules), des gemeinsamen Schutzgottes aller tyrischen Kolonien, und den der Astarte oder Tanith, in welchem die schändlichsten Ausschweifungen an der Tagesordnung waren und als Dienst der Göttin galten. Diese Tempel altkarthagischen Ursprungs wurden, wie bereits bemerkt, bei der ersten Zerstörung der Stadt von den Karthagern selbst den Flammen übergeben; die Römer indessen bauten sie später wieder auf und fügten andere für ihre eigenen Gottheiten hinzu. Manche derselben wurden später in christliche Basiliken umgeändert, aber alle sind jetzt verschwunden, und mit Sicherheit lassen sich weder

ihre Ruinen nachweisen, noch ihre genaue Lage feststellen. Ähnlich erging es den meisten andern römischen Bauwerken. Von dem großen Amphitheater, in dem so viele heilige Martyrer, unter ihnen die hl. Felicitas und Perpetua, den Martertod erlitten, erkennt man jetzt nur noch eine elliptische, ziemlich tiefe Aushöhlung von etwa 90 Meter Durchmesser; sie liegt beim Dorfe Malka.

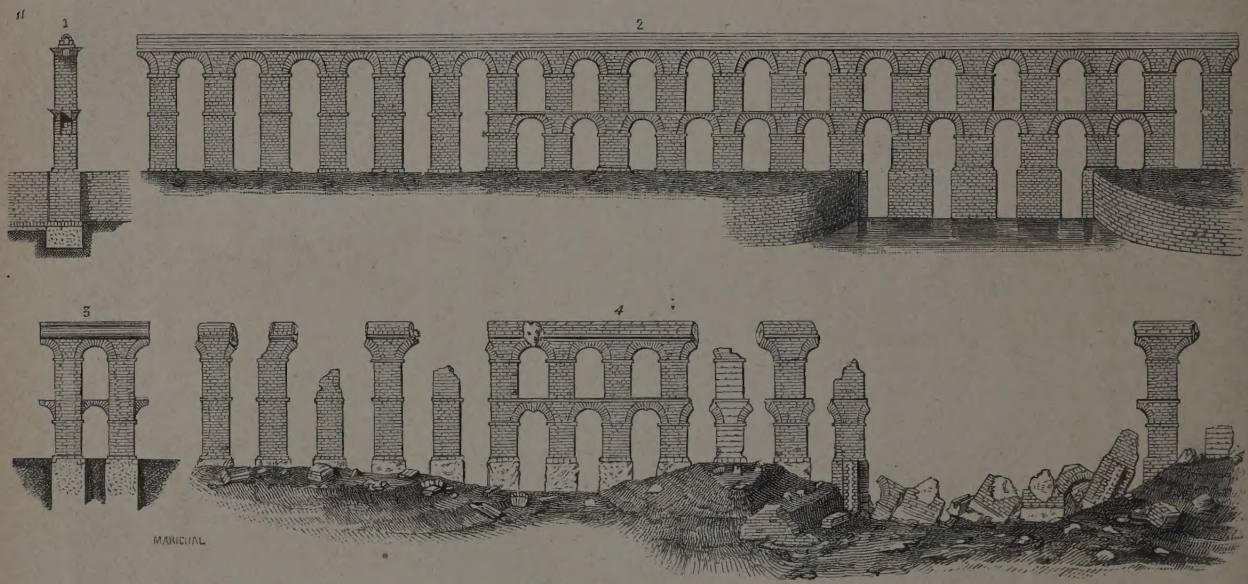
Nur von den Cisternen und der kolossalen Wasserleitung finden sich noch bedeutendere Überreste. Das alte Karthago war für sein Trinkwasser, wie es scheint, ausschließlich auf Cisternen angewiesen; zwei großartige sind noch jetzt ziemlich erhalten, die eine am Fuße der ehemaligen Burg beim heutigen Dorfe Malka, die andere am Ufer des Meeres. Letztere hat eine Länge von 139 m bei einer Breite von 37 m; sie war gewölbt und durch Zwischenmauern in kleinere Abtheilungen zerlegt; kreisförmige Behälter umgaben sie, in denen das Wasser ruhen konnte, bevor es zur Vertheilung kam. Von ähnlicher Größe war die bei Malka, beide aber stammen aus altkarthagischer Zeit und zeugen, ähnlich wie die Hafenarbeiten, für die Ausdauer, mit welcher die Punier ihre Werke ausführten. Auch die Römer scheinen sich Anfangs mit diesen Cisternen ohne regelmäßigen beständigen Zufluß begnügt zu haben; allein theils die größere Ausdehnung ihrer Gartenanlagen, theils eine fünfjährige Dürre, welche ganz Nord-Afrika zu Kaiser Hadrians Zeit heimsuchte, ließen sie daran denken, einen beständigen Zufluß herzustellen. Die Ebene, welche sich links und rechts am El Bahira, dem Salzsee von Tunis, hinzieht, ist wasserlos und hat keine Quellen; um solche zu finden, mußte man bis am Fuße des Gebirges beim heutigen Zaghouan und Douar sie suchen. Beide Orte befinden sich aber in gerader Richtung etwa 110 Kilometer von den Cisternen, welche sie mit ihren Quellen speisen sollten, und sind von ihnen durch ein hügelichtes Gebiet getrennt. Es galt also, eine gigantische Wasserleitung zu bauen, die theils unterirdisch durch die Hügel, theils hoch über die Abgründe geführt werden mußte. Kaiser



Die alten Höfen und das alte Forum von Karthago.

Hadrian ließ diese Arbeit unternehmen; mehr als 12,000 Arbeiter waren zu gleicher Zeit daran beschäftigt. „Auf einer Länge von etwa 110 Kilometer," sagt ein neuerer Reisender, „hatte der Aquäduct eine mittlere Höhe von 35 m, und die einzelnen Pfeiler waren 3 m von einander entfernt." Trotzdem ist er dem Loose der andern Bauten Karthago's nicht entgangen. Vom Vandalenkönig Genserich theilweise zerstört, vom byzantinischen Feldherrn Belisar nothdürftig wieder hergestellt, blieb er von den Arabern sich selbst überlassen und ist nun vollständig zerfallen. In der Nähe von Karthago ist sogar der größere Theil der Baumaterialien verschwunden; doch läßt sich noch der Weg, den er nahm, verfolgen; erst in größerer Entfernung stehen auf längeren Strecken die verfallenen Bogen, welche die Leitung trugen. — Über den Quellen von Zaghouan aber, welche der Stadt ihr Wasser spendeten, wurde ein Tempel errichtet, dessen heutige Trümmer noch für seine ehemalige Pracht zeugen. Diese Ruinen sind im Lande bekannt unter dem Namen Hendschir-ain-el-Kasbah, „Trümmer der Quelle der Festung", denn die Eingeborenen meinen, das Gebäude sei eine Burg gewesen. Angelehnt an den Zaghouan-Berg, der schroff aufsteigend seine wilden Felsmassen hoch über den Tempelplatz erhebt, während vor demselben eine reiche Pflanzenwelt das Auge mit den herrlichsten Farben erfreut, macht der Tempel noch jetzt in seinen Ruinen einen angenehmen Eindruck.

So wenig, wie die heidnischen Bauwerke Karthago's, haben sich seine christlichen Denkmäler erhalten. Das Christenthum fand schon frühzeitig in Nord-Afrika Eingang; auf seine Geschichte selbst kommen wir zurück, hier wollen wir bloß von den christlichen Bauwerken einige wenige Worte sagen. Sobald die christliche Religion über das Heidenthum einen vollständigen Sieg errungen hatte, wurden die heidnischen Tempel in christliche Kirchen umgewandelt, und da diese nicht hinreichten, neue hinzugebaut. Wir finden mehr als zwanzig Basiliken bei den heiligen Vätern u. s. w. erwähnt; da diese aber nur gelegentlich dieselben benennen, etwa wenn ein hl. Augustinus in denselben gepredigt hatte, wie in der der Scillitanischen



Alte Wasserleitung von Karthago [1].

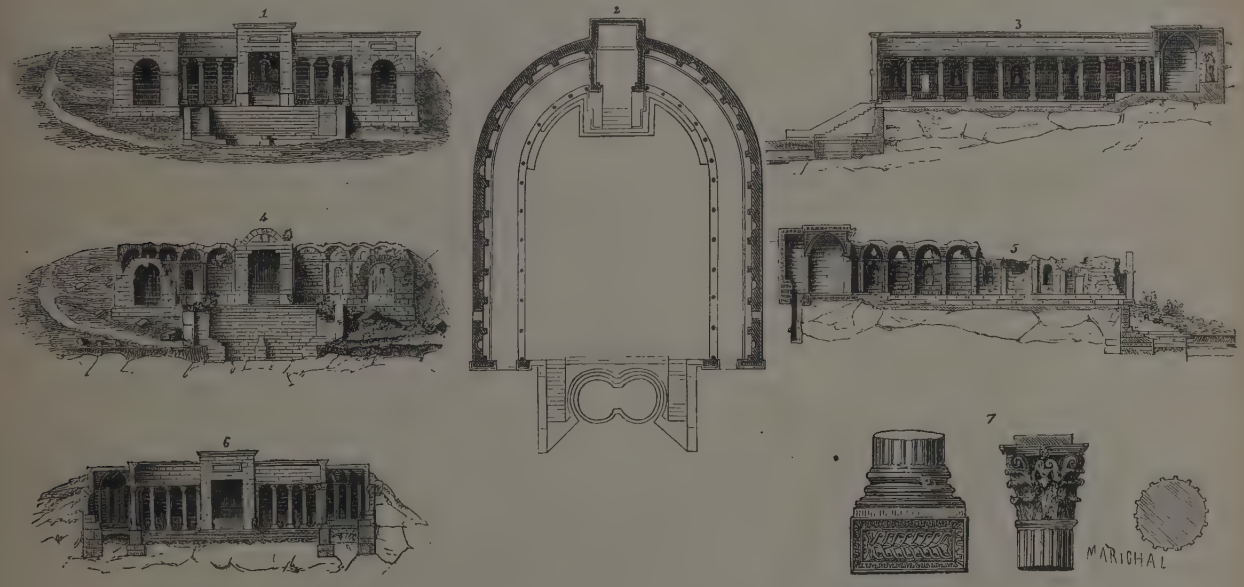
Martyrer oder in jener, welche Tricillarium genannt wird, oder wenn ein Concil in derselben abgehalten worden war u. s. w., so dürfen wir wohl schließen, daß noch mehr bestanden. Jedoch von wenigen nur wird uns die Lage genauer angegeben. Im Palaste des Proconsuls, also auf der Byrsa, befand sich die Basilika zu Ehren der allerseligsten Jungfrau; die Kathedrale von Karthago war die Basilika der hl. Perpetua Restituta, wahrscheinlich so genannt nach der hl. Restituta, einer heiligen Jungfrau und Martyrin aus Hippo-Zarytus (Bizerta), welche unter Diokletian den Martertod erlitt. Nachdem sie zuerst grausam zerfleischt worden war, ließ der Legat Proculus sie auf einen mit Pech und Werg gefüllten Nachen bringen, um sie auf dem Meere zu verbrennen. Allein das Feuer wendete sich gegen die Schergen, welche über Bord sprangen und ertranken, während die heilige Martyrin unversehrt blieb und betend im Herrn entschlief. Unterdessen trieb der Wind den Nachen gegen die italienische Küste und führte ihn nach der Insel Ischia. Hier ruhten ihre heiligen Überreste, bis man sie (1610) zu Neapel in einer zu Ehren der Heiligen erbauten Kirche, der alten Kathedrale, beisetzte. Die Basilika der hl. Restituta zu Karthago lag auf oder nahe beim Forum, und man kann annehmen, daß sie der oben erwähnte zur christlichen Kirche umgewandelte Apollotempel war. Nach dem hl. Cyprian waren drei Kirchen benannt; die eine derselben wurde am Orte seines Martertodes erbaut, also in der untern Stadt, in der Nähe des Amphitheaters; die andere am Orte seines Begräbnisses im Hause des Macrobius, welches nahe bei der oberen Cisterne lag; eine dritte ihm zu Ehren erbaute wird in der Nähe der Cisterne am Ufer des Meeres erwähnt. Wo die andern nach dem hl. Petrus, dem hl. Paulus, dem hl. Julianus, der

[1] 1. Querdurchschnitt. 2. Wasserleitung, wie sie früher war. 3. Ansicht eines wiederhergestellten Bogens. 4. Die heutigen Ruinen der Leitung.

hl. Celerina u. s. w. benannten lagen, wissen wir nicht mehr; die heiligen Väter, welche ihrer gedenken, hatten wohl keine Ahnung, daß diese Gebäude einmal ganz verschwinden würden, und ihr Zweck war ja auch nicht, uns topographische Aufschlüsse über die Stadt Karthago zu geben. So ist Alles der Vergessenheit anheimgefallen, und nicht einmal die Trümmer mehr geben uns sichere Auskunft über diese Gotteshäuser, in denen so viele Heilige die heiligen Geheimnisse feierten und die so oft von den beredten Stimmen eines hl. Augustinus und anderer heiligen Bischöfe und Priester widerhallten.

Das Loos der Hauptstadt Karthago war auch das Loos der übrigen Städte des karthagischen Gebietes, die einst einen berühmten Namen besaßen. Der Muhammedanismus, der im 7. christlichen Jahrhundert seine fanatischen Horden über Nord-Afrika ergoß, hat die ganze dort bestehende hohe Civilisation vernichtet und nur Trümmer zurückgelassen. Von den beiden Leptis und von Hadrumetum, von den beiden Hippo und von Utika und von so vielen andern einst blühenden und volkreichen Städten sind bloß noch Ruinen vorhanden, in deren Mitte sich höchstens noch einige arabische Hütten vorfinden.

Verlassen wir dieses Trümmerfeld, um noch einen flüchtigen Blick auf die weitere Geschichte dieses Gebietes zu werfen. Nirgendwo ist den Muhammedanern die Ausrottung des Christenthums so vollständig gelungen wie in Nordwest-Afrika. Während in Ägypten, Syrien, Kleinasien und sogar in Persien sich immerhin noch ein kleiner Rest des Christenthums erhielt, verschwand es in Nordwest-Afrika ganz und gar. Es lohnt sich daher hier nicht der Mühe, die zahlreichen Kriege, Revolutionen, Dynastienwechsel u. s. w. hervorzuheben, denen Tunisien unter der muhammedanischen Herrschaft seit 647 ausgesetzt war; wir wollen nur kurz auf die Beziehungen hinweisen, in die es zu den christlichen Staaten Europa's trat. In die erste nähere Berührung mit einer christlichen Nation trat Tunis im 13. Jahrhundert. Ludwig IX., der Heilige, richtete seinen zweiten Kreuzzug hierhin, um durch die Eroberung dieser Stadt einen Stützpunkt zum Kriege gegen Ägypten und Syrien zu gewinnen.



Tempel bei Zaghouan über der Quelle der Wasserleitung von Karthago[1].

Er schlug auch wirklich die tunisischen Truppen, aber in seinem Heere brach die Pest aus, er selbst erlag ihr, und sein Sohn und Nachfolger Philipp III. schloß mit den Muhammedanern einen nicht rühmlichen Frieden (1270). Einen besseren Erfolg hatten Anfangs die Kriege Spaniens gegen Tunis. Die aus Spanien langsam zurückgedrängten Mauren hatten sich im 14. und 15. Jahrhundert meistens an der Nordküste Afrika's und namentlich in Tunis angesiedelt. Dadurch gelangte die Stadt und ihr Gebiet zu einer großen Macht und ihre Herrschaft dehnte sich über einen Theil des heutigen Algerien und über Tripolis aus. Diese Ansiedler aber waren geschworene Feinde des christlichen Namens, denn der Haß, den sie als Muhammedaner schon gegen die Christen hegten, war noch gesteigert durch ihre Vertreibung aus Spanien. So entwickelte sich denn um jene Zeit vorzüglich das Raubwesen, das beinahe vier Jahrhunderte lang das ganze Mittelmeer unsicher machte und eine ungeheure Menge von Christen in die elendeste Sklaverei stürzte. Beständig liefen von Tunis, wie von Algier und Tripolis, Raubschiffe aus, theils um die europäischen Küsten zu verheeren, theils um die europäischen Schiffe zu kapern; was ihnen aber von Christen in die Hände fiel, wurde als Sklave verkauft.

Nach der vollständigen Vertreibung der Mauren aus Spanien glaubte der Cardinal Ximenes die Zeit gekommen, auch die Nordwestküste Afrika's dem christlichen Namen wieder zu gewinnen. Er unternahm 1506 einen Kreuzzug dorthin, der damit endete, daß er Oran eroberte, Algier und Tunis aber an Spanien tributpflichtig machte. Leider verhinderte die damals ausbrechende sogenannte Reformation den Kaiser Karl V., das von Ximenes

[1] 1. Façade, wie sie früher war und 4. wie sie heute ist. 2. Grundriß des Tempels. 3. Längendurchschnitt des Tempels in seiner früheren Vollendung und 5. in seinem heutigen Verfall. 6. Querdurchschnitt des Tempels. 7. Säulen-Sockel, -Capitäl und -Durchschnitt.

begonnene Werk zu vollenden. Seine Thätigkeit wurde durch die deutschen Verhältnisse zu sehr in Anspruch genommen. Zwar unternahm auch er einen glücklichen Zug gegen Tunis (1535); er eroberte sogar die Stadt, befreite 20,000 Christensklaven, allein er konnte seinen Sieg nicht verfolgen und mußte sich damit begnügen, die Hafenstadt Goletta mit spanischen Truppen zu besetzen und die Tributpflicht von Tunis zu befestigen. Sein Nachfolger Philipp II. vermochte nicht das Gewonnene zu bewahren; 1570 kam Tunis unter türkische Herrschaft. Ein Versuch Don Juans von Österreich, nach der Schlacht von Lepanto Tunis wieder zu gewinnen, gelang zwar (1573); die schwache Besatzung jedoch, die er zurückließ, unterlag bereits im folgenden Jahre einem türkischen Angriffe. Von nun an blühte die Seeräuberei noch mehr als früher; unzählige Christen aller Nationen geriethen in die Sklaverei. Um ihre Unterthanen nur einigermaßen zu schützen, mußten sich nicht nur die Mittelmeerstaaten, sondern auch die andern christlichen Völker, deren Schiffe das Mittelmeer befuhren, durch Verträge und „Geschenke", d. h. durch einen schmachvollen Tribut loskaufen. Derartige Tributverträge schloß z. B. England im Anfange des 18. Jahrhunderts, Österreich 1725, Schweden 1736 u. s. w. Bis in dieses Jahrhundert hinein dauerte diese Schmach des christlichen Namens; erst die Eroberung Algiers durch die Franzosen machte ihr ein Ende (1830).

Am 8. August 1830 wurde Tunis zu einem Vertrag gezwungen, in welchem es sich zur Abschaffung der Seeräuberei und der Sklaverei verpflichtete. Die Seeräuberei hörte zwar sogleich auf und auch die Sklaverei der Weißen; die Negersklaverei wurde jedoch erst 1846 durch ein Edikt des Bey aufgehoben. Einen noch bedeutenderen Schritt that der Bey Sidi Muhammed im Juni 1857, indem er außer andern wichtigen Reformen auch die Freiheit der Religionsübung gewährte; gleichfalls wurde am 19. August 1860 der Hattischerif des türkischen Sultans vom 18. Februar 1856 in Tunis verkündet, in welchem die Rechte und Freiheiten der Nicht-Muhammedaner gewährleistet werden. Seither erfreuen sich die Christen in dem ehemaligen Raubstaate voller Sicherheit, und wie wir sehen werden, genießt die katholische Mission bei der Regierung des Bey sogar besondere Achtung.

(Fortsetzung folgt.)

Die Missionsgeschichte von Senegambien.

Im vorigen Jahrgange hatten wir eine Skizze der Missionsgeschichte Senegambiens begonnen, jedoch dieselbe, durch verschiedene Umstände gehindert, nicht vollenden können. Nur zwei der bestehenden Stationen, St. Louis, den Sitz des apostol. Vikars, und die kleine Insel Gorée hatten wir besucht. Wir wollen jetzt unsern Rundgang fortsetzen und den Faden der Erzählung dort aufnehmen, wo wir ihn im vorigen Jahre hatten fallen lassen[1].

3. Dakar.

Gorée gegenüber auf der kleinen Halbinsel des grünen Vorgebirges liegt heute eine verhältnißmäßig bedeutende Stadt von etwa 3000 Einwohnern; es ist Dakar mit seiner weiten Bai, in welche bei Nacht wie bei Tag die kleinsten Barken und die größten Dampfer gefahrlos einlaufen können. Diese Stadt verdankt ihr Entstehen der katholischen Mission.

Als die Missionäre im Jahre 1845 nach einem Platze suchten, der geeignet sei, als Mittelpunkt der Mission zu dienen, und von dem aus sie leicht ihre apostolischen Ausflüge in die verschiedenen Bezirke des Festlandes machen könnten, fiel ihre Wahl auf ein elendes Negerdorf, das kaum einige zwanzig Hütten zählte und noch nicht zum französischen Gebiete gehörte. Hier ließen sie sich nieder, begannen den Bau eines Klosters, dem sich bald viele andere Gebäulichkeiten anschlossen: ein Seminar, eine Handwerkerschule, dann eine Unterrichtsanstalt der Schwestern der Unbefleckten Empfängniß aus Castres, sowie ein Noviziat der eingeborenen Töchter vom heiligen Herzen Mariä. So wurde Dakar der bedeutendste Missionsposten an der Westküste Afrika's. Um das Kloster aber sammelten sich Ansiedler aus dem Innern des Landes; die Neubekehrten ließen sich gern in der Nähe ihrer Väter nieder; die in der Handwerkerschule gebildeten Arbeiter aber verbreiteten den Ruf der Anstalt weithin und zogen neue Kolonisten heran. Dadurch auf die günstige Lage des Ortes aufmerksam gemacht, zögerte die französische Verwaltung nicht lange, von der Halbinsel Besitz zu ergreifen. Ein kleines Fort wurde erbaut, um das neue Gebiet und das benachbarte Cayor zu decken, und die prächtige Bai — eine Seltenheit an der afrikanischen Westküste — zur Station der französischen Flotte bestimmt. Im Jahre 1862 wurde der Plan zur neuen Stadt entworfen und ein Hafen angelegt; Leuchtthürme und Signalfeuer leiten den Seefahrer, die sichere Einfahrt und die sturmfreie Lage machen den Hafen zu einem beliebten Zufluchtsorte. Mit der Bedeutung des Hafens wuchs auch die Bedeutung der Stadt; Waarenlager und Werkstätten entstanden, europäische Kaufleute gründeten Niederlassungen, und 1875 hatte Dakar bereits eine solche Wichtigkeit erlangt, daß es zum Mittelpunkt des zweiten Bezirkes Senegambiens erhoben wurde und die Verwaltungsbehörden von Gorée dorthin übersiedelten[1].

Ursprünglich nur zum Mittelpunkt der Mission und zur Studienanstalt bestimmt, mußte Dakar mit seiner wachsenden Wichtigkeit natürlich auch seine Stellung in der Mission ändern. Die Missionäre sahen sich genöthigt, die regelmäßige Seelsorge für die zahlreichen Europäer zu übernehmen. Die kleine Klosterkapelle reichte für die wachsende Bevölkerung bei Weitem nicht mehr hin, und der Bau einer Kirche mußte mit Unterstützung der Regierung in Angriff genommen werden. Der ursprüngliche Zweck der Missionsstation aber litt unter

[1] Vgl. diese Monatschrift 1877, S. 48, 74, 100, 119.

[1] Die Kolonie am Senegal war anfangs in sieben, später in drei und endlich nur noch in zwei Bezirke (arrondissements) getheilt: St. Louis und Dakar (Gorée). Ersteres umfaßt das Flußgebiet des Senegal, zu letzterem gehören die übrigen französischen Besitzungen bis nach Sierra-Leone, d. h. das Küstengebiet bis zum Gambia und die Flußposten des Casamance, des Rio-Nuñez, des Rio-Pongo und des Mellacorée.

diesen Änderungen; bei den beschränkten Mitteln war es den Missionären nicht möglich, in der lebhaften, wenn auch nur kleinen Stadt die begonnene Unterrichtsanstalt zu erhalten; dazu waren die Preise der Lebensmittel u. s. w. zu hoch. So blieb ihnen die Wahl, entweder die Zahl ihrer Schüler bedeutend zu verringern oder ihre Anstalt anderswohin zu verlegen; sie thaten das Letztere und gründeten die Niederlassung St. Joseph von Ngasobil. Bevor wir jedoch unsere Leser hierhin führen, müssen wir sie mit einer der segensreichsten Einrichtungen bekannt machen, zu welcher Msgr. Kobes in Dakar den Grund legte. Es ist dieses die religiöse Genossenschaft der Töchter des heiligen Herzens Mariä, die nur aus schwarzen Ordensschwestern besteht.

Die glückliche Entwicklung dieser Stiftung, die segensreichen Früchte, welche sie bisher schon getragen und in noch größerem Maße für die Zukunft verspricht, beweisen vollkommen die Richtigkeit der Gründe, welche den verstorbenen Prälaten zu diesem Werke bewogen. Aus den einzelnen Missionsposten kommen noch jährlich neue Postulantinnen nach Dakar in das gemeinsame Noviziat, um dort mit dem religiösen Geist jenen opferfreudigen Seeleneifer zu empfangen, der sie befähigt, durch Unterricht, Krankenpflege und andere Werke leiblicher und geistiger Barmherzigkeit an der Bekehrung ihrer Stammgenossen wirksam theilzunehmen. Um ein Bild von dem Eifer der frommen Negerinnen zu geben, lassen wir den Bericht eines Missionärs folgen, welcher uns mit rühren-

Eine europäische Pflanzung an der afrikanischen Westküste

der Einfalt erzählt, wie die Noviziatskapelle von Dakar gebaut wurde (1870):

„Die Profeßschwestern und die Novizen hatten selbst die Fundamente gegraben, die ungeschickteren unter ihnen, an so feine Arbeit mit Werkzeugen wenig gewöhnt, legten oft das Grabscheit bei Seite und schafften mit ihren Händen. Nun galt es, den Werkleuten die Steine zu besorgen. Das Meer brachte sie an den Strand, und so hieß es den günstigen Moment benutzen, wo die zurücktretende Fluth das kostbare Material ihnen preisgab. Dann sah man die Novizen zu zwei und zwei schweigend und betend an die Küste ziehen, drunten standen die Zöglinge auf den Sprossen einer Leiter, die gegen die Felswand gelehnt war, und die oft schweren Steine stiegen aus der Tiefe von Hand zu Hand bis oben auf das Ufer, wo die Klosterfrauen sie in Empfang nahmen. Manchmal wollte den kleinen Mägdlein wohl der Muth sinken, aber die Mutter Rosalia war da, die Allen mit Wort und Beispiel voranging. ‚Muth, Kinder, es ist ja für den göttlichen Meister! Jeder Stein ist ein stummes Gebet in seinem Tempel! — ein Edelstein in der Himmelskrone!‘ — Eines der Mädchen saß während der Arbeit auf dem Strande und betete laut den Rosenkranz vor, die Übrigen auf der Leiter antworteten. Diese keineswegs leichte Beschäftigung füllte aber nur die Erholungsstunden, ihren übrigen Berufspflichten kamen Schwestern und Schülerinnen wie gewöhnlich nach. — Der Sand ward ebenso Korb um Korb vom Meeresstrand befördert, und Morgens fanden die Arbeiter bei ihrer Ankunft schon die Tonnen mit Wasser gefüllt zur Bereitung ihres Mörtels. — Und als mit unsäglicher Liebe und Mühe die Kapelle nun fertig stand, kam von Rom eine prachtvolle Statue der Mutter Gottes an, die eine aus Afrika stammende Künstlerin in der Haupt-

stadt der Christenheit gefertigt hatte. Und so ist die Noviziatskapelle von Dakar ausschließlich ein Werk afrikanischer Opferliebe und Kunstfertigkeit."

Außer den schwarzen Klosterschwestern arbeiten in Dakar auch die Schwestern von der Unbefleckten Empfängniß. Unter ihrer Leitung steht vor Allem eine bedeutende Mädchenschule, ferner ein Asyl für Greise beiderlei Geschlechtes. Nebenbei müssen die sechs Klosterfrauen auch noch in vielen Privathäusern die Krankenpflege besorgen. Bei ihrem großen Eifer und ihrer opfermüthigen Geduld ist es ihnen gelungen, nicht bloß manches sterbende Kind zu taufen, sondern auch Erwachsene für die Wahrheit unserer Religion oder für den reumüthigen Empfang der heiligen Sterbesacramente zu gewinnen.

Den Unterricht der Knaben besorgen einige Schulbrüder, während die drei Priester der Seelsorge in der weiten Stadt obliegen. Die bewegliche Arbeiterbevölkerung, welche meistens aus Negern besteht, bietet dem Seeleneifer der Patres außerdem hinreichende Gelegenheit, auch den ersten Zweck der Heidenbekehrung nicht völlig aus den Augen zu verlieren.

4. St. Joseph von Agasobil.

Die Geschichte der Entstehung und Entwicklung dieses Hauses wird uns am besten ein Bild der Thätigkeit und Erfolge, der Mühen und Schwierigkeiten der ganzen Mission geben.

Kaum hatte General Faidherbe als Gouverneur vom Senegal den ewigen Plackereien der eingebornen Stämme und der räuberischen Araber durch einen kühnen Handstreich ein Ende gemacht und den ruhigen Besitz der Küste von Dakar bis Salum gesichert, so wandte sich der damalige apostolische Vikar Mgr. Kobes nach Paris, um von der französischen Regierung die Abtretung von 1000 Hektaren Landes in der Gegend von Dschoal zu erlangen. Dschoal liegt in gerader Linie etwa zwölf Meilen südöstlich vom Grünen Vorgebirge. Im Februar 1863 wurden ihm aber nur 300 Hektaren und auch diese nur auf zehn Jahre zur Verfügung gestellt; dennoch ließ er die Arbeiten der Urbarmachung sofort beginnen. Das ausgewählte Grundstück war herrlich gelegen. Etwa eine Meile von Dschoal erhebt sich ein kleines Plateau ungefähr 10 Meter über dem Meere, zwischen zwei Süßwasserbecken, und umschließt eine kleine Bai, in die sich der Rio Fasna ergießt. Kleine Schiffe können gefahrlos ein- und auslaufen, und selbst größere Fahrzeuge sich bis auf eine geringe Entfernung dem Ufer nähern. Kalk und Steine fanden sich für die nöthigen Bauten zur Stelle, und so sahen denn die staunenden Neger schon gegen Ende desselben Jahres ein für jene Gegenden unerhört riesiges Steinhaus, wie aus dem Boden hervorgezaubert, vor ihren Augen entstehen. Der Dachstuhl des (50 m langen, 9 m tiefen) Gebäudes ist aus Eisen; Thüren, Fenster u. s. w. aus dem Holz der Nachbarwälder, die zu diesem Zwecke das erste Mal benutzt wurden. Ein großer Gemüsegarten lieferte für die Unternehmer und Arbeiter hinreichende Nahrung. Um dieses Werk so rasch zu beenden, bedurfte es zahlreicher und rühriger Arme, ein an der afrikanischen Westküste seltener Artikel. Die Vorsehung kam jedoch den Missionären zu Hilfe. Aus dem Innern des Landes, wo Krieg und Hungersnoth wütheten, zogen viele Familien an den Strand und ließen sich schon um des lieben Brodes und der gewünschten Sicherheit willen dauernd in St. Joseph nieder. Bald entstand ein kleines Dorf, dessen Regierung einem jungen eingeborenen Christen übertragen wurde.

Kaum war das Missionshaus mit seinen Schulen eingerichtet, so dachten die Patres daran, im näheren Umkreis gangbare Straßen zu ziehen, welche den Zuzug der Wilden und die Urbarmachung des Bodens begünstigen könnten. Zwei neue Dörfer, St. Benedikt und St. Michael, entstanden im folgenden Jahre 1864, beide regiert von einem eingebornen Häuptling, welcher die Kulturarbeiten zu überwachen und zu leiten hatte. In der Nähe einer Baumwollenpflanzung, die ungefähr 10 Kilometer nördlich von St. Joseph gegründet und von ihrem Eigenthümer unter den Schutz des apostolischen Vikars gestellt wurde, bildeten sich bald hernach wiederum zwei Dörfer und schließlich noch ein sechstes auf der Landspitze von Diout. In zwei Jahren sammelte sich eine Bevölkerung von mehr als 2000 Seelen um die Missionäre, welche auf diese Weise im 19. Jahrhundert für jene afrikanischen Küsten das wurden, was vor tausend und mehr Jahren die Benediktiner für Deutschland und den europäischen Norden gewesen sind.

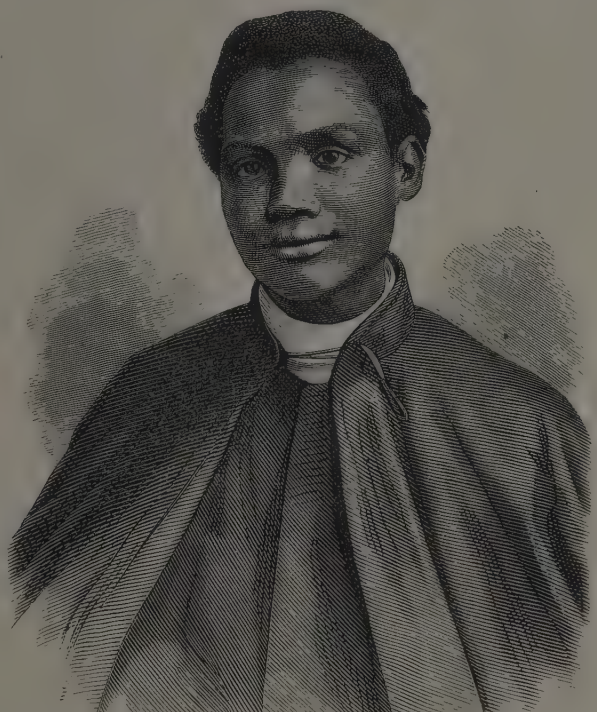
Aber es genügte nicht, die Bevölkerung zu sammeln, es handelte sich besonders darum, sie zu civilisiren oder vielmehr zu bekehren. Und weil eine gesunde Civilisation immer auf dem Ackerbau und dem Handwerk als ihrem goldenen Boden ruht, sich durch eine den Verhältnissen angepaßte Regierung und Handhabung der Gerechtigkeit entwickelt, von der Religion getragen und an ihr sich emporrankend sich in Kunst und Wissenschaft und allgemeinem Wohlstand zur Blüthe entfaltet, mußte der apostolische Vikar, dem nicht bloß die geistliche, sondern auch die zeitliche Leitung der Kolonie oblag, auf alle diese Punkte sein Augenmerk gerichtet halten.

Seine erste Sorge ging dahin, die Neger zur Arbeit zu gewöhnen, sie mit den Regeln eines guten Landbaues und den Kunstgriffen der Handwerke bekannt zu machen. Baumwollenpflanzungen wurden in einem sehr großen Maßstab angelegt, viele an den übrigen Punkten der Westküste gepflegte Fruchtbäume eingeführt, und trotz der verunglückten ersten Ernte kam bald in die ganze Kolonie ein gewisser Wohlstand, den die Neger bisher nicht gekannt hatten. Wichtiger vielleicht noch war das andere Beginnen des apostol. Vikars, die jungen Neger zu geschickten Handwerkern heranbilden zu lassen. Bisher waren Handwerke in jener Gegend fast unbekannt, einige galten sogar in der Meinung jener Völker als entehrend. Kaum aber hatten die Neger gesehen, wie nützlich und lohnend eine solche Beschäftigung sei, und wie selbst die Weißen sie nicht unter ihrer Würde hielten, so fingen auch sie an, sich dafür zu interessiren und sie schnell zu erlernen. Man machte den Anfang mit Landbau- und Handwerkerschulen, in denen Waisenknaben, die entweder aus der Sklaverei erkauft oder von den Eingebornen den Patres zugeführt wurden, unterrichtet wurden. Es war damals gerade eine entsetzliche Noth im ganzen Lande. Was der Krieg am Salum verschont hatte, wurde von der Hungersnoth verfolgt, und kaum war die Nachricht von der Kolonie St. Joseph in das Innere gedrungen, als hunderte von Familien herbeiströmten, um auf der Niederlassung Schutz und Nahrung zu finden. „Die Noth dieser Armen bricht mir das Herz," schreibt Msgr. Kobes (16. August 1864), „heute hat man hier zwei Personen begraben, die Hungers gestorben sind; vier andere habe ich auf der Straße von St. Anton nach St. Joseph begraben lassen; ich rede gar nicht von den Kindern oder Kinderleichen, die man auf den Wegen oft antrifft." Man nahm auf, was man beschäftigen konnte, wies jeder Familie ein Stück Landes an, auf dem der

Familienvater für sich die Hirse und gegen Taglohn für die Koloniekasse die Baumwolle zu bauen hatte, während die Kinder unentgeltlich die Klosterschule besuchen konnten. Nach und nach kam ein geregelteres Leben in die Bevölkerung durch den beständigen Umgang mit den Europäern; die väterliche Güte der Patres öffnete das Herz der Naturkinder und brachte ihnen einen hohen Begriff von unserer heiligen Religion bei. Einige wurden eifrige Christen, andere rechneten es sich zur höchsten Ehre an, zum Unterrichte und zur Taufe zugelassen zu werden. Das friedliche Bild dieser jungen Kolonie wirkte so wohlthuend auf die umliegenden afrikanischen Ortschaften, daß mehrere Häuptlinge verlangten, unter französische Herrschaft zu treten. Eine eigene Buchdruckerei unter Leitung der Patres hatte den Zweck, durch volksthümliche Bücher in der Landessprache die Religion und Gesittung unter dem Volke zu verbreiten.

Für den weiblichen Theil der Kolonie sorgten später die Töchter des hl. Herzens Mariä der im Jahre 1858 von Msgr. Kobes gegründeten Congregation. Diese Schwestern, die auch in andern Stationen der Mission thätig sind, haben in St. Joseph drei verschiedene Anstalten, ein Noviziat, eine Mädchenschule und ein Spital.

Doch das wichtigste und auf die Dauer das wirksamste Werk, welches der seeleneifrige Bischof mit seiner Gründung in St. Joseph beabsichtigte, war die Heranbildung eines eingeborenen Klerus. Abgesehen von den allgemeinen, überall giltigen Gründen, welche ein ähnliches Unternehmen in den auswärtigen Missionen als wünschenswerth erscheinen lassen, walten in Senegambien noch verschiedene besondere Umstände ob, welche es zur unabweisbaren Nothwendigkeit machen, die Mission möglichst bald mit guten afrikanischen Priestern zu versehen. Auf die Dauer ist ein Europäer bei dem tödtlichen Klima nicht im Stande, die Strapazen der Reisen und die vielen Entbehrungen auszuhalten, und da nicht immer junge Kräfte von Europa kommen, um die Lücken auszufüllen oder die inzwischen neuerrichteten Posten zu beziehen, müßte nothwendiger Weise gar bald eine Unterbrechung in der Missionsarbeit eintreten. Diesem Unglück vorzubeugen, errichtete Msgr. Kobes zuerst in Dakar das Seminar oder Scholastikat für die Mission und verlegte es dann in der Folge in das besser eingerichtete St. Joseph. Die Zöglinge werden mit großer Umsicht aus den Waisenhäusern gewählt, wo sie von Kindheit an in der christlichen Religion unterrichtet wurden. Wollen sie nach den Elementarklassen weiter in den Studien voranschreiten, so werden sie von ihren Mitschülern getrennt und beginnen den lateinischen Unterricht. Bieten später ihre Aufführung und ihr Talent hinreichende Hoffnung, und sprechen sie den Wunsch aus, sich der Mission im Priesterstande zu widmen, so siedeln sie als „Scholastiker" in das Seminar, wo sie die theologischen Kenntnisse empfangen. Im Jahre 1864 hatte Msgr. Kobes die Freude, den ersten schwarzen Priester zu weihen, es war dieses P. Dschuga, ein Neger aus Gorée[1]. Dieses Beispiel, welches das erhabene Ziel als erreichbar darstellte, mehrte die Zahl der Aspiranten; Msgr. Kobes konnte noch mehreren Negern die Hände auflegen, und es war ein rührendes Schauspiel, als z. B. im Jahre 1871 ein neugeweihter Neger seine erste heilige Messe in St. Joseph feierte, bei der nur schwarze Leviten und Kleriker dienten. Von nah und fern waren die eingeborenen Christen, Heiden und Muhammedaner herzugeeilt, und selbst dem alten Missionsbischofe traten Thränen der Rührung und Freude in die Augen. Er glaubte sich reichlich für alle ausgestandene Mühe und Sorge belohnt. Damals zählte das Seminar 5 schwarze Priester, 3 Minoristen, 8 Tonsurirte u. s. w., im Ganzen 27 Theologen, und diese Zahl hat sich seither noch nicht verringert.



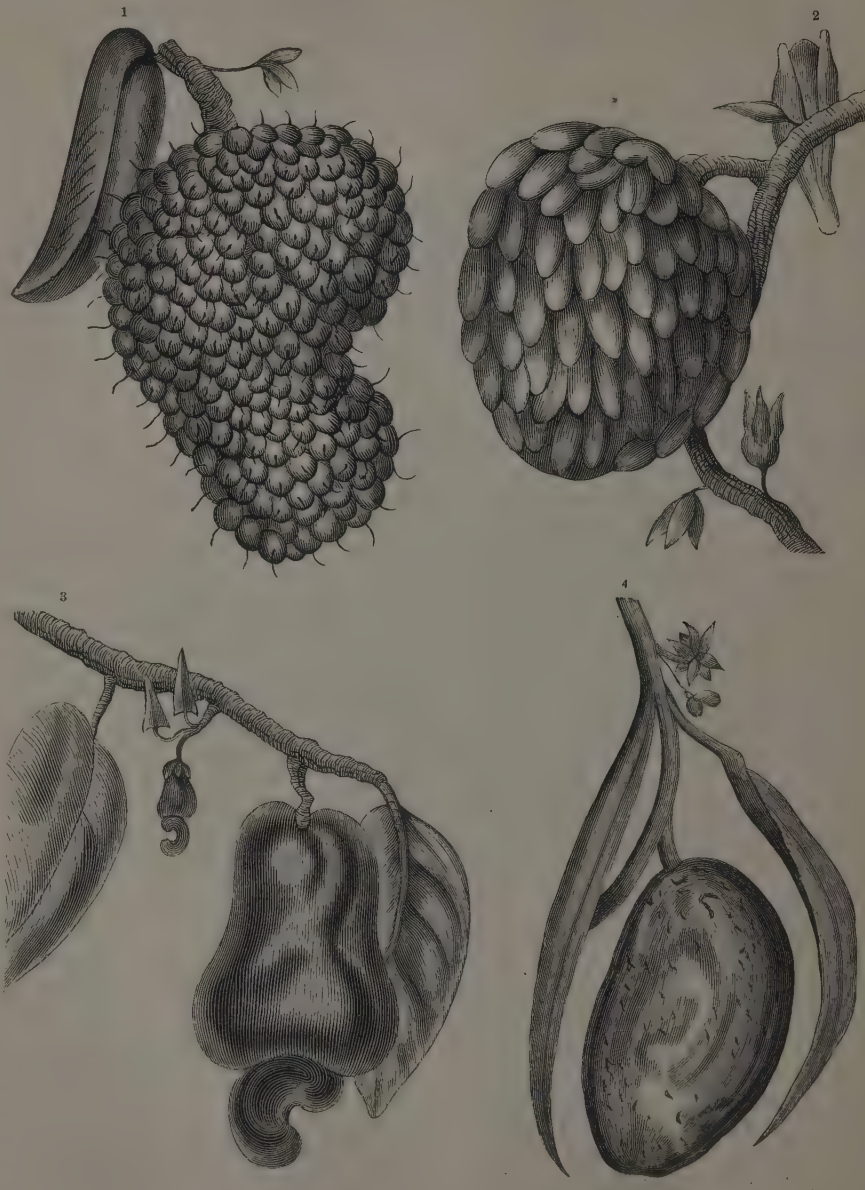
P. Dschuga, aus der Congregation vom heiligen Geiste, der erste schwarze Priester Senegambiens.

Ein so schönes Werk, wie die Stiftung St. Josephs, durfte natürlich nicht ohne Heimsuchungen sich entwickeln, und in der That hat es daran nicht gefehlt. Neun Jahre nacheinander (1865—74) vernichteten die Heuschrecken die kaum begonnenen Baumwoll-Pflanzungen. So kam es, daß die Anlage nicht den gehofften Ertrag lieferte, und statt daß St. Joseph der übrigen Mission beispringen konnte, war es selbst auf Almosen angewiesen. Man gab daher die Baumwollen-Kultur auf und beschränkte sich lediglich auf die Pflege der eingeführten Fruchtbäume und die Bereitung des Erdnußöles. Nicht geringere Verlegenheit wurde der Mission durch die Cholera bereitet, die im Jahre 1869 vom Süden nach Norden hin ganz Senegambien durchzog und die den blutigen Aufstand des Marabuts Ahmadu-Sekhu im Gefolge hatte. Den Rückschlag dieser Plagen fühlten natürlich die Missionäre, denn

[1] Seit 1854 hatte P. Dschuga in Dakar und dann in St. Joseph seine Studien gemacht. Nach seiner Weihe arbeitete er als tüchtiger Priester in Dakar und dann in Bathurst; krank kehrte er im October 1876 nach Gorée zurück und starb dort am 29. November 1876.

was irgendwo im Lande Noth litt, wendete sich an die „guten Weißen". Die Missionäre thaten ihr Mögliches, um alles Elend zu lindern, boten Nahrung und Arzneien, so lange sie es vermochten, aber sie erschöpften ihre Mittel. Allerdings nicht ohne Frucht für das Missionswerk selbst. Denn nicht selten wurde das Herz der Patres mit Trost erfüllt, wenn erwachsene Heiden oder Muhammedaner noch im letzten Augenblick um die Gnade der Taufe baten; noch mehr aber durften sie sich freuen über den neuerwachten Eifer ihrer Christen, welche auch durch die Noth beten lernten. So gereichte der zeitliche Verlust zum geistigen Nutzen des armen Volkes, und den Missionären gab derselbe die Versicherung, daß ihre bisherige Mühe nicht verloren und das Saatkorn der Lehre nicht ganz auf steinigen Boden gefallen sei, sondern langsam fortgesproßt habe bis zur Stunde der Vorsehung. Fast unbegrenzt waren fortan das Vertrauen und die Liebe der Schwarzen zu den Patres, und so darf man immer schönere Früchte von dieser Station hoffen; denn ist das Herz nur einmal geöffnet, so wird es auch auf die Dauer nicht ermangeln, den übernatürlichen Gnadenthau in sich aufzunehmen.

Mit dem Jahre 1873 lief die zehnjährige Frist ab, für welche die Regierung den Patres die Ländereien von St. Joseph unentgeltlich überlassen hatte; um sie zu vollem Besitz zu erhalten, hätte jetzt eine Summe bezahlt werden müssen, die, wenngleich in sich nicht hoch, doch die augenblicklichen Mittel der Mission überstieg. Msgr. Duret, der Nachfolger des unvergeßlichen Msgr. Kobes, des Begründers der Station St. Joseph und der ganzen Mission, wendete sich daher an den Gouverneur und bat um unentgeltliche Überlassung wenigstens eines Theiles der cultivirten Ländereien; nur 30 Hectare wurden bewilligt, das Übrige fiel an die Regierung zurück und beginnt aus Mangel an Bearbeitung wieder zu verwildern. Die Missionäre aber suchen den beschränkteren Besitz um so eifriger und sorgfältiger zu bewirthschaften, um zu gleicher Zeit die Mission womöglich aus seinen Erträgnissen zu erhalten, und das begonnene Werk der Heranbildung der Neger fortzuführen. (Fortsetzung folgt.)



Früchte von der afrikanischen Westküste[1].

[1] Die beiden obern Früchte (1 u. 2) sind sog. Flaschenbirnen oder Anonen. Die Anonen finden sich in verschiedenen Arten in den Tropen sowohl der Alten als der Neuen Welt. Sie zeichnen sich durch ihren Reichthum an aromatischen Bestandtheilen aus, und ihre Früchte sind überaus beliebt. Die erste der oben abgebildeten ist die purpurschneckenförmige Anone (A. muricata), der Guanavano Venezuela's

Nachrichten aus den Missionen.

China.

Die Hungersnoth in den nördlichen Provinzen China's. Zur nämlichen Zeit, wo ganz Süd-Indien von einer beispiellosen Hungersnoth heimgesucht wurde, litt auch ein großer Theil des nördlichen China unter der nämlichen Plage; während aber in Indien die Januarernte der Noth ein Ende gemacht hat und dieselbe nur noch in ihren schweren Folgen fortdauert, scheint in Nord-China das Elend noch immer recht groß und in einzelnen Gegenden sogar ein grenzenloses zu sein. Nach den uns vorliegenden Briefen von Missionären sind es die Provinzen Schan-tung, Pe-tsche-li (in seinem südlichen Theile), Schansi, Schensi, Honan und Hupe (in seinem nördlichen Theile), welche am schwersten heimgesucht wurden; diese sechs Provinzen aber zählen über 150 Millionen Einwohner, d. h. halb so viel als ganz Europa; die Zahl der Katholiken dieser Provinzen beträgt etwa 150,000. Glücklicher Weise sind nicht die ganzen Provinzen, sondern nur größere Theile derselben von der Noth betroffen, aber immerhin ist die Lage der Missionäre in jenen Vikariaten eine äußerst bedrängte und schwierige. Hören wir Einiges aus ihren Berichten und beginnen wir mit der östlichsten Provinz **Schantung**, von deren Noth wir schon im vorigen Jahrgang (S. 170) Einiges mittheilten; die Mission von Schantung steht unter der Leitung italienischer Franziskaner-Observanten. Der apostol. Vikar, Msgr. Cosi, schrieb bereits im Mai 1877 an den hochw. P. General des Franziskaner-Ordens:

„Letztes Jahr (1876) ist beinahe die ganze Sommerernte durch die Trockenheit zu Grunde gegangen; voller Verzweiflung warfen die Heiden ihre Götzen aus den Pagoden und verbrannten sie. Überall zeigten sich Räuberbanden, die vom Hunger getrieben die Wohnungen der Reichen überfielen; doch gelang es, sie zu unterdrücken. Mit großer Besorgniß schauten wir der Zukunft entgegen; ich hatte 200 Personen täglich zu ernähren und unsere Getreidevorräthe waren erschöpft. Jeden Morgen mußten wir zu einem übertheuern Preis einen halben Sack Getreide kaufen, denn wegen der Menge der Käufer konnte man nie mehr erhalten. Ein bischen Regen im Juli ermöglichte dann im Herbste eine halbe Ernte; die Unglücklichen, welche nichts zu ernten hatten, verließen mit Frau und Kind ihre Häuser, um auf den Straßen weit umher zu betteln, die verschämten Armen aber und die Kranken starben großentheils den Hungertod; ganze Familien vergifteten sich, um den Qualen des Hungers zu entgehen.

Gegen Ende November langten große Schaaren von Bettlern in Tsi-nan-fu (der Provinzial-Hauptstadt und dem Sitz des apostolischen Vikars) an; die Regierung ließ für sie Schilfhütten vor der Stadt errichten und gab jedem täglich am Morgen und am Abend je eine Tasse voll Hirse — gerade genug, um nicht Hungers zu sterben. Auch die Christen kamen zur Stadt und geraden Weges zur Kirche, wohin sie mich zu kommen baten. Blaß und abgemagert, in elende Lumpen gekleidet, von ihren zahlreichen Kindern umgeben, warfen sie sich weinend vor mich hin, als ich in die Kirche trat; ich ermuthigte sie, so gut ich konnte, und vertheilte etwas Geld unter sie; da die Regierung den Landbewohnern den Aufenthalt in der Stadt nicht gestattete, schickte ich die ersten nach Hun-kia-lu, wo sich unser Seminar und zwei Waisenhäuser befinden; als dort alle Räume angefüllt waren, mußten die später Kommenden sich in die christlichen Dörfer der Umgegend vertheilen; in die Schilfhütten der Regierung wollte Niemand gehen. So hatte ich auf einmal zu meinen gewöhnlichen Kostgängern noch mehr als hundert Familien zu ernähren. Vier Monate dauerte diese Prüfung; man hörte nur von der Hungersnoth reden und man sah, wohin man blickte, nur Elend. Von allen Stationen schrieben mir die Missionäre die trostlosesten Briefe. Aus dem Distrikte Tai-ngan-fu berichtete P. Hannibal Fantoni: ‚Ganze Schaaren Hungernder suchen hier ein Stücklein Brod und finden es nicht.' Aus dem Distrikte Tsin-tschan-fu schrieb P. Joseph Wan: ‚Der Hunger richtet hier große Verheerungen an und manche Christen sind ihm schon erlegen. Ich habe das Geld vertheilt, das Sie mir schickten, aber was konnte ich damit helfen bei so viel Elend? Auf der Straße muß man die Augen schließen, um nicht vor Hunger Gestorbene und vor Hunger Sterbende zu sehen.' P. Phillip Jouen kam mit einigen Familienhäuptern von seiner Mission Laolin, um persönlich mich um Hilfe zu ersuchen. In der Woche vor Ostern stellte sich mir ein Christ von Lin-kiu mit den Worten vor: ‚In meinem Dorfe stirbt Alles vor Hunger; vierzehn Christen sind schon daran gestorben; ich weiß nicht, ob ich bei meiner Rückkehr meine Frau und meine Töchter noch am Leben finden werde; mein Sohn ist mit seiner Frau und seinen Kindern schon lange fortgegangen und ich weiß nicht, wo sie jetzt sind.' Gerade diese Station hat, wie ich vom Missionär hörte, am meisten gelitten; die Bewohner des Dorfes hatten all' ihr Zugvieh geschlachtet und verzehrt; viele hatten sogar die Dächer ihrer Häuser abgebrochen und das Holz zu niedrigem Preis verkauft, um ein bischen Nahrung anschaffen zu können. Ich hatte für den Ausbau meines Seminars einiges Geld zurückgelegt, ich habe aber Alles angewendet, um dieser armen Gemeinde Getreide zu schicken.

Zum Hunger gesellte sich der Typhus; von den 40,000 Menschen, welche in den Schilfhütten der Regierung wohnten, starben gegen 7000 daran. Am 10. April ließ die Regierung daher die Hütten räumen und befahl den Überlebenden, in ihre Heimath zurückzukehren, nachdem sie jedem 10 Pfund Brod und ein paar hundert Sapeken (etwa 1—2 Mark) gegeben. Allerdings zogen diese Unglücklichen ab, sie ließen aber den Typhus zurück, und gegenwärtig noch haben drei Priester vollauf zu thun, um die am Typhus darniederliegenden Christen in Tsi-nan-fu zu besuchen.

Als die Noth am größten war, schickte uns Gott Hilfe. Am Charsamstag hatte ich gerade, durch die Ermüdung gezwungen, den Beichtstuhl verlassen, um welchen sich viele zum Feste gekommene Fremde drängten, als man mir anzeigte, von Tsche-fu sei ein Wagen angekommen, welcher Geld für die Hungernden bringe. Es verhielt

---

und aus der Neuen Welt nach der Westküste Afrika's verpflanzt. Der Baum erreicht keine bedeutende Größe, die Frucht aber kann zuweilen einige Pfund schwer werden und wird ihres säuerlich-aromatischen Geschmackes wegen als kühlendes Mittel sehr geliebt. Die zweite, (A. squamosa, die schuppige A.) erreicht nur die Größe einer kleinen Orange, aber ihr Fleisch ist noch aromatischer und wohlschmeckender; auch sie ist nicht an der afrikanischen Westküste einheimisch. — 3 ist die sog. Akajufrucht, der Caju Brasiliens (Anacardium occidentale). Die Frucht besteht gleichsam aus zwei Theilen, der nierenförmigen und etwa bohnengroßen Nuß, welche geröstet der Kastanie an Geschmack gleicht, und dem Akajuapfel, welcher eigentlich bloß den Stengel der Nuß bildet. Er hat ein sehr schwammiges Fleisch von säuerlichem Geschmack und ist ebenfalls sehr erfrischend. — 4, die Mangopflaume (Mangifera indica), stammt aus Indien und ist über Brasilien an die afrikanische Westküste gelangt. Die Früchte sind bohnenartig gekrümmte Eigestalten, deren dünne Haut alle Schattirungen vom tiefsten Grün bis zum Hochgelb durchlaufen kann. Das gelbliche Fleisch, das einen platten Steinkern umschließt, ähnelt dem einer Aprikose, nur ist es faseriger und hat einen Beigeschmack von Terpentin.

sich wirklich so; am Ostersonntag konnte ich einen feierlichen Dankgottesdienst für unsere Wohlthäter halten, und nach der Messe eine erste Vertheilung von etwa 300 Franken vornehmen. Die in Schanghai ansäßigen Europäer hatten auf die Nachricht von der Hungersnoth in unserer Provinz hin ein Hilfscomité gebildet und in den Blättern so eindringlich unsere Sache vertreten, daß eine bedeutende Summe zusammenkam; dieselbe wurde dann zur Hälfte an die protestantischen Missionäre und zur Hälfte an uns zur Vertheilung geschickt; ich erhielt im Ganzen 45,000 Franken. Am Ostermontag kehrte P. Wan mit einem Theile dieser Summe in seine Mission zurück; wenige Tage nachher schrieb er mir: ‚Wäre ich zehn Tage später gekommen, so hätte ich eine große Zahl Familien nicht mehr am Leben gefunden. Ich habe schon alles Geld ausgetheilt; es reicht hin, sie noch einige Zeit am Leben zu erhalten, aber nicht um sie ganz vor dem drohenden Hungertod zu beschützen.' Unterdessen waren mir andere Hilfsgelder zugekommen, und so schickte ich den P. Petrus Paulus von Marchi mit dem Doppelten der früheren Summe an P. Wan, und ich habe den Trost, auf diese Weise eine große Anzahl christlicher und heidnischer Familien gerettet zu haben.

Auch an meinem gewöhnlichen Wohnort habe ich nicht nur die Christen, sondern auch die Heiden unterstützt und vor dem Hungertod bewahrt. Im Dorfe Hun-ka-lu, wo sich das Seminar befindet, haben von 40 heidnischen Familien nur 5 etwas zu essen; da die andern auf unsere Unterstützung angewiesen sind, zeigen sie sich etwas weniger ungeberdig und laufen nicht mehr davon, wenn man ihnen von Gott und den letzten Dingen spricht; einige zeigten uns schon an, daß sie Christen werden wollen."

Am 3. September 1877 schrieb Msgr. Cosi an P. Nivard Jourdan:

„Ein Drittel der Ernte etwa hat ein gutes Aussehen, aber nun kommen die Heuschrecken; sie sind schon in der Nähe von Hun-ka-lu; der Typhus hat aufgehört, aber eine Viehseuche dafür sich eingestellt. P. Seraphin theilt mir mit, daß in Wu-hu-tschen, in Lin-tschen und den benachbarten Distrikten wieder große Dürre herrscht. Räuberbanden durchstreifen das Land und greifen die Dörfer an. Die Heiden legen heimlich ihre kleinen Kinder in den äußeren Hof des Waisenhauses, welches bereits vollständig besetzt ist. Auch in Tsi-nan-fu bringt man uns noch immer Säuglinge, aber die meisten sind schwach und elend und sterben bald nach der Taufe. Der Getreidemangel ist noch immer ein so großer, daß heute z. B. in Tsi-nan-fu auf dem Markte gar keines zu haben war. Die Unterstützungen, die wir vertheilen konnten, haben die Herzen vieler Heiden gerührt; der Katechist Wu-tin-fu brachte mir eine Liste von 250 Familien, die sich als Katechumenen haben einschreiben lassen."

Am 11. October 1877 schrieb Msgr. Cosi wiederum an den hochw. General des Franziskanerordens unter Anderem:

„In diesem Jahre herrschte im Westen der Provinz die Theuerung und im Osten die Cholera, hier und in weiter Umgegend eine solche Dürre, daß die Aussaat nicht möglich war. Die Theuerung hatte in ihrem Gefolge den Typhus, der uns drei Missionäre, einen europäischen und zwei einheimische Priester entriß. Die europäischen Kaufleute der Hafenstädte haben auch mir einen großen Theil der von ihnen für die Hungernden gesammelten Unterstützungsgelder anvertraut; ebenso haben die Jesuiten-Missionäre von Kiangnan in ihrer Mission eine Sammlung veranstaltet und mir deren Betrag überschickt. Diese reichen Almosen setzten mich in den Stand, viele Christen und Heiden zu retten, und die erwiesene Liebe hat die Augen vieler Heiden geöffnet; so haben wir in diesem Jahre mehr als 2000 Katechumenen. Beten Ew. Hochwürden, daß Gott ihnen die Gnade der Beharrlichkeit gebe, damit sie alle Hindernisse zu überwinden im Stande seien."

In einem Briefe von Msgr. Cosi vom 18. Oktober 1877 lesen wir:

„Die Zahl der Opfer, welche der Hunger und der Typhus hinwegraffen, ist ungeheuer; viele Familien sind ganz ausgestorben. Der Distrikt von Linkiu ist der am härtesten heimgesuchte; ein christlicher Gelehrter versicherte dem P. Marchi, daß im Distrikt von Linkiu mehr als 10,000 Frauen und Kinder von ihren Männern oder Eltern verkauft worden seien; das bezeugten die officiellen Aktenstücke, welche im Gerichtshofe lägen."

Wenden wir uns von Schantung gegen Westen, so gelangen wir in den südöstlichen Theil der Provinz **Petscheli;** das apostolische Vikariat wird von französischen Jesuiten verwaltet. Wir theilten früher bereits Einiges über die hier herrschende Noth mit (1877, S. 232); wie es jetzt aussieht, zeigen die folgenden Bruchstücke aus den Briefen der Missionäre. P. Ferlin schreibt im October 1877 an den apostolischen Vikar Msgr. Dubar:

„Soeben kehre ich von einer Missionsreise in den vier Kreisen Tsao-hiang, Ku-tscheng, Wu-kiao und King-tschéu zurück; mit Ausnahme der Baumwolle ist die ganze Ernte gleich Null, die Theuerung herrscht überall. Der Kreis King-tschéu und der demselben benachbarte Fëu-tscheng sind am meisten heimgesucht. Man hatte beinahe nichts säen können, und das, was ausgesäet war und gekeimt hatte, wurde von den Heuschrecken verzehrt. Gestatten Sie mir eine dringende Bitte um Unterstützung für unsere armen Katechumenen und Neophyten. Die jungen Mädchen sind in der größten Gefahr, an Heiden verheirathet oder verkauft zu werden; ich sehe kein anderes Mittel, sie zu retten, als wenn wir sie für eine Zeitlang ernähren und sie unterdessen unter der Leitung der christlichen Jungfrauen arbeiten lassen."

Zur nämlichen Zeit schrieb P. Maquet an Msgr. Dubar:

„Der Vorsteher der neuen Christengemeinde von Pe-tschuang stellt mir ein Haus zur Verfügung, damit ich in dasselbe Kinder jener Eltern aufnehme, welche auswandern müssen. Sie zu unterhalten wird nicht viel kosten, und ich habe die Aussicht, auf diese Weise viele Kinder und namentlich die Mädchen zu retten, welche sonst wohl verkauft würden, wenn sie mit ihren Eltern betteln gehen. Man bietet uns Kinder zu Hunderten an, aber alle aufnehmen können wir nicht, da unsere Mittel dazu nicht reichen . . . . Zu allem Elend gesellt sich jetzt noch die Cholera; in den beiden letzten Tagen sind ihr hier im Dorfe 8 Personen erlegen."

Indem Msgr. Duval diese Bruchstücke mittheilt, fügt er selbst hinzu:

„Der Getreidepreis ist übermäßig, und da die Flüsse ungemein niedrig stehen, ist ein regelmäßiger Transport unmöglich. Für einige Säcke Getreide müssen wir eine Fuhre mit drei Pferden nach Tientsin schicken — das ist eine Reise von acht Tagen hin und her; wie theuer dann das Brod zu stehen kommt, können Sie denken. Wie sollen wir da unsere Waisen ernähren? In diesem Augenblick haben wir über 3000 Katechumenen; vom Juli 1876 bis Juli 1877 wurden 1110 Erwachsene getauft."

Endlich schreibt auch P. Edel am 27. October:

„Meine Rundreise erstreckte sich auf ein Gebiet von etwa 15 Meilen in der Länge und zehn Meilen in der Breite — überall die schrecklichste Noth. Seit drei Jahren hat man fast nichts geerntet und in diesem Jahre war die Dürre eine so außerordentliche, daß sogar die Brunnen versiegten; die Raupen und Heuschrecken haben den Rest hinweggefressen. Die Dörfer sind bloß mehr Trümmerhaufen; es gibt deren, wo bloß noch die nackten Wände stehen; die Thüren, Fenster, Dachsparren wurden verkauft, die Bewohner sind ohne Lebensmittel und halb nackt in Nachbarprovinzen gezogen. Welcher Schmerz für den Missionär, wenn er einer auswandernden Christenfamilie begegnet! Der Vater schiebt den kleinen Karren, der die ganze Habe, d. h. einige Lumpen, trägt, die Mutter und die Kinder folgen hintendrein, weinend

vor Hunger und Müdigkeit. Sobald sie den Missionär erblicken, werfen sie sich vor ihm auf die Kniee, und bitten um ein bischen Brod und um den letzten Segen. Für die Meisten ist es wirklich der letzte Segen, denn man darf wohl annehmen, daß zwei Drittel dieser Auswanderer ihre Heimath nicht wiedersehen werden. Das Traurigste aber ist, daß so viele junge Mädchen von 15, 16, 20 Jahren allen Gefahren der Landstraße und des Elendes ausgesetzt sind."

Westlich von Schantung und südlich von Petscheli liegt die Provinz **Honan,** deren Missionsgeschichte wir jüngst mitgetheilt haben; sie steht unter der Leitung des Mailänder Missionsseminars. Auch hier ist die Noth recht groß; wir begnügen uns wieder, einige Bruchstücke der uns mitgetheilten Briefe unsern Lesern vorzulegen. P. Gabriel Ciccalese schreibt im August 1877 aus Tien-tschia-tsin:

„Am 27. April sendete Msgr. Volonteri mich in diesen nördlichen Theil der Mission, um von hier aus meine Reise nach Peking fortzusetzen, wo ich die Angelegenheit unseres Hauses von Nan-jang-fu in Ordnung bringen sollte. Aber die Vorsehung hatte es anders bestimmt. Kaum hatte ich den gelben Fluß überschritten, als sich mir ein trauriges Schauspiel darbot. Viele kleine Kinder, abgemagert und erschöpft, lagen auf der Straße; ihre von der Hungersnoth zur Auswanderung gezwungenen Eltern hatten sie zurückgelassen. Bei den Kani angekommen, sendete ich sogleich einige Katechisten aus, um diejenigen Kinder zu taufen, welche dem Tode nahe waren, und diejenigen mitzubringen, welche noch Hoffnung auf Wiederherstellung boten; sie tauften sehr viele, brachten aber nur etwa zehn mit, von welchen auch noch die meisten gleich nach der Taufe starben. Gegenwärtig ist die Noth noch größer; eine mehrmonatliche Dürre und die Heuschreckenplage haben die Hirseernte fast ganz vernichtet. Überall trifft man verlassene Kinder; ich habe das im April begonnene Werk fortgesetzt und in zwei Monaten 97 Kinder in unser Waisenhaus von Tien-tschia-tsin aufgenommen; 43 davon sind aber schon in den Himmel eingegangen. Leider fehlt es an den nöthigen Mitteln, um dieses gute Werk so energisch zu betreiben, wie es sein sollte."

Msgr. Volonteri schrieb am 18. September aus Nan-jang-fu:

„Die Dürre dauert noch immer an und wird nur selten durch einige Regentropfen unterbrochen. Die Straßen sind mit armen Familien bedeckt, die nach der Provinz Kiangnan auswandern, wo sie Arbeit und Nahrung zu finden hoffen. Mit großen Kosten haben wir hier unsere Niederlassung befestigt, wie alle Dörfer es ringsum thun, in Voraussicht der Aufstände, die im Winter nicht ausbleiben können. Der Getreidepreis steigt noch immer und bald wird absolut kein Getreide mehr zu haben sein."

P. Gabriel Ciccalese am 1. October an Msgr. Marinoni, den Obern des Mailänder Missionsseminars:

„Das Elend, in das die Hungersnoth diese ganze Bevölkerung im Norden der Provinz gestürzt hat, ist ein grenzenloses. Vor einigen Tagen machte ich einen Rundgang durch mehrere christliche Dörfer; in den Häusern unserer Christen fand ich nur einen großen Haufen einer gelben Erde, grüne oder getrocknete Baumblätter aller Art, wilde Früchte, die man schon unreif gesammelt hatte, damit sie nicht gestohlen würden, und ein bischen Hirsekleie. Alles dieses wird zu einem Brei zusammengekocht und bildet die tägliche Nahrung. Die Gesichter meiner armen Christen sind grünlich geworden wie die Blätter, von denen sie sich nähren; ihre Magerkeit erregt Mitleid. Die Dörfer beginnen sich zu entvölkern; viele Leute sterben, andere wandern aus. Auf den Straßen trifft man schon häufig menschliche Gebeine an. Alte Leute nämlich und Kinder, müde vom Wege und erschöpft vom Hunger, werden von ihren Verwandten auf den öffentlichen Straßen zurückgelassen, kommen elendiglich um, die Hunde fressen das Fleisch der Leichen und die Gebeine liegen unbegraben umher. In voriger Woche kehrten zwei meiner Katechisten zurück; von Maria Himmelfahrt (15. August) an hatten sie etwa 200 Kinder getauft und zwar weitaus die meisten waren solche, die auf den Straßen liegen geblieben waren. Schmerzlich bewegt erzählten sie mir die traurigen Schauspiele, die sie stets unter den Augen gehabt: kranke Kinder, von ihren Eltern verlassen, die um Nahrung schreien, um die sich aber Niemand in ihrer Noth kümmert; Leichname von Kindern, welche zu begraben Niemanden einfällt; arme Greise, die von Hunger erschöpft bei jedem Schritt zusammenbrechen, sich mühsam wieder aufraffen und zuletzt fallen, um nicht wieder aufzustehen."

Gegen Süden grenzt an Honan die Provinz **Hu-pe;** dieselbe bildet, wie wir früher bereits mitgetheilt haben (1873, S. 62), seit dem August 1870 drei apostolische Vikariate, alle drei unter Leitung italienischer Franziskaner-Observanten; die Hungersnoth macht sich jedoch nur in dem nordwestlichen Theile fühlbar. Msgr. Billi schreibt aus Ku-tschem an den hochw. P. General des Franziskanerordens, nachdem er zuvor berichtet, daß er am 22. Juli 1877 die bischöfliche Weihe erhalten habe, Folgendes in Bezug auf die Hungersnoth:

„Die Dürre dauert noch immer an; wenn ich nicht bald Unterstützung erhalte, werde ich mehr als tausend Christen vor Hunger und Elend umkommen sehen; die Christen bereiten sich denn auch schon vor, auszuwandern, während die Heiden, durch das Unglück getrieben, mit einer Empörung drohen. Aus Mangel an Reis, Wasser und Geld habe ich die Arbeiten an meinem neuen Seminar einstellen lassen müssen; ja ich mußte sogar den größten Theil der Seminaristen und der Kinder in unsere Residenz von Lao-ho-ku schicken, weil man dort noch, wenn auch zu übermäßigem Preise, Reis finden kann. Seit 40 Jahren hat man nicht eine solche Dürre erlebt. Wenn die europäischen Katholiken uns zu Hilfe kommen wollen, werden sie Tausende vor dem Hungertod bewahren und viele Seelen retten. Um den dringendsten Ausgaben zu genügen und die Hungernden zu unterstützen, habe ich schon mehr als 10,000 Franken geborgt; ich werde thun, was ich kann, auch die heiligen Gefäße verkaufen, wenn es nöthig ist, aber meine Lage ist eine schreckliche."

Ähnlich lauten die Berichte aus den beiden noch westlicher gelegenen Provinzen Schansi und Schensi; und dazu ertönt ein Hilferuf aus der Mongolei, dem Missionsfelde des belgischen Missionsseminars von Scheutveld, und aus der Mandschurei, einer Mission des Pariser Missionsseminars. Wir müssen uns aus Mangel an Raum mit den mitgetheilten Bruchstücken begnügen; sie reichen wohl hin, die Größe der Noth und die dringende Nothwendigkeit der Unterstützung darzuthun. „Was Ihr dem Geringsten meiner Brüder thut, das habt Ihr mir gethan", und: „Gebet, so wird Euch gegeben werden."

Central-Amerika.

Aus mehreren neueren Briefen der Jesuiten-Missionäre aus **Britisch-Honduras** stellen wir folgende Übersicht über dieses Missionsgebiet zusammen.

Schon um 1638 trieb die Begierde nach den edeln Farb- und Bauhölzern, an denen die Wälder Central-Amerika's so ungemein reich sind, die Engländer an, sich am Golf von Honduras auf dem östlichen Ufer der Halbinsel Yucatan niederzulassen. Anfangs erweiterten sie durch Verträge mit Spanien das eingenommene Gebiet, und später dehnten sie es noch aus, ohne sich um Spanien, das die Oberhoheit beanspruchte, zu kümmern. Durch eine Parlamentsacte vom 17. September 1853 wurde die Niederlassung endlich zur Kolonie Britisch-Honduras erhoben. Sie ist eine verhältnißmäßig kleine Besitzung

und mißt nur 637 Quadratmeilen, also halb so viel als Bayern; nach der Volkszählung von 1870 betrug die Einwohnerzahl nur 24,710 Seelen und unter diesen bloß 377 Weiße.

Es ist ein von zahlreichen schiffbaren Strömen bewässertes, überall von Urwald bedecktes Tiefland, wenige Stellen ausgenommen, welche der Mensch gelichtet und mit Mais, Zuckerrohr u. dgl. bepflanzt hat. Kleine Goeletten von 5—100 Tonnen Gehalt bewegen sich beständig auf den Flüssen, den einzigen Straßen des Landes, und bringen nach dem Hauptorte Belize die Produkte, welche die Kaufleute kleinerer Niederlassungen von den Eingebornen erhandelt haben. Der Handel ist nicht unbedeutend. Jährlich wird von Belize etwa eine halbe Million Centner Mahagoniholz ausgeführt, für etwa $3^1/_2$ Millionen Mark Cochenille, für $1^1/_2$ Millionen Mark Indigo u. s. w.

Belize selbst zählt 1100 Katholiken, mit der Umgegend 3000; Corozal 2000, mit der Umgegend 11,000. Die Bevölkerung besteht aus Engländern, Negern, Mexikanern der Provinz Yucatan

Das neue Seminar von Nordwest-Hupe.

und Indios; letztere sprechen das Maya, die übrigen vorwiegend englisch und spanisch. Ist schon ein solches buntes Gemisch der Verbreitung des Glaubens nicht förderlich, so ist es die Nachbarschaft Mexiko's noch viel weniger. Hat drüben ein Taugenichts einen Mord oder ein sonstiges Verbrechen begangen, so setzt er in aller Gemüthsruhe über den Rio Hondo, der Britisch-Honduras von dem mexikanischen Staate Yucatan trennt, und dann hat die mexikanische Polizei, wenn sie überhaupt zur Stelle ist, das Nachsehen, und der Verbrecher kann auf englischem Gebiet sein Lasterleben fortsetzen. Die Bevölkerung spanischer Abkunft ist gründlich verdorben; leider muß man gestehen, daß das Betragen mancher einheimischen Priester die Hauptschuld daran trägt. Trunksucht, Ehebruch und leichtsinnige Ehescheidung waren noch vor Kurzem an der Tagesordnung. Vieles hat hieran die Ankunft der Missionäre geändert, aber die Mehrzahl der Männer läßt sich noch immer nicht im Beichtstuhl blicken, und gar mancher setzt, unbekümmert um die Religion, sein ärgerliches Leben fort. Dem Verderbniß entspricht die Un-

wissenheit. Dazu kommt ein zähes, unverständiges Festhalten an dem Althergebrachten, das indessen auch seinen Nutzen gehabt hat: ihm ist zum guten Theil die Erhaltung des Glaubens zu danken.

Die Indios zeichnen sich durch Bescheidenheit und Folgsamkeit aus. Es hat sich noch mehr als eine Spur einer Zeit herrlicher religiöser Blüthe erhalten, da diese Eingebornen mit den Indianern der Reductionen in Paraguay den Vergleich aushalten konnten. Wo sie im Binnenland getrennt von den Europäern leben, da lassen sich jetzt noch erfreuliche Erfolge erzielen. Dieses erfuhr noch in den letzten Jahren ein Missionär, der von Corozal aus, in steter Gefahr, an den zahlreichen Stromschnellen und Wasserfällen ein unfreiwilliges Bad zu nehmen, zehn Tage lang die Flüsse hinauffuhr, und drei tief im Urwald verborgene Niederlassungen aufsuchte. In der einen kamen sämmtliche Bewohner zur Beichte; in einer andern konnte der Missionär nur eine Nacht verweilen und diese mußte er ganz im Beichtstuhle zubringen. Wo dagegen die Indios mit den Europäern in Berührung treten, da werden sie durch das böse Beispiel und durch den Genuß geistiger Getränke bald verdorben.

Jede der binnenländischen Missionsstationen hat ihre Kapelle und außerhalb derselben befindet sich in Abständen von etwa 30 Schritten eine Anzahl Kreuze: hier verrichten die Christen, auch wenn der Missionär nicht da ist, den Kreuzweg. Ebenso wird an allen Sonntagen (zu St. Ignatius sogar täglich)

Residenz zu Lao-ho-ku (Hupe).

der Rosenkranz abwechselnd gebetet und gesungen. Ist der Missionär aber anwesend, so ist alles natürlich feierlicher; vor jeder hl. Messe, jedem Unterricht, jeder kirchlichen Übung läuft ein Mann oder ein Knabe, mit der Schelle läutend, durch das ganze Dorf, während der Missionär in der Kapelle wartet. Nach einer Weile kommt etwa eine treue Alte herangehumpelt, macht zuerst ganz bedächtig ein kleines Kreuz auf Stirne, Lippen, Brust und darnach noch ein großes Kreuzzeichen, steuert dann geradenwegs auf den Tisch los, der den Altar vorstellt, küßt ihn nach vorhergegangener Kniebeugung in der Mitte, auf der Epistel- und auf der Evangelienseite und wendet sich endlich, nach einer nochmaligen Kniebeugung, zum Missionär, um ihn mit einem Handkuß und einem „Buenas tardes, tata Padre“ (Guten Abend, lieber Pater) zu begrüßen. Dann läßt sie sich auf der in der Mitte der Kapelle für die Frauen ausgebreiteten Matte nieder. Bald kommt eine zweite, eine dritte u. s. f., die Männer nehmen ihren Platz näher bei der Thüre. Ist eine hinlängliche Anzahl versammelt, so beginnt der Priester den Rosenkranz vorzubeten und zwischen den einzelnen Gesetzen singt das Volk eine Strophe eines Kirchenliedes. Dann folgt der Gottesdienst und zum Schluß entfernen sich Alle in derselben Weise, wie sie gekommen. Ist es Nacht geworden, so hängt der Missionär seine netzartige Hängematte quer durch die Kapelle auf, und sein Ruhelager ist fertig.

Nicht so einfach geht es bei den Festen her.

Eine „festa“ hat nothwendig zwei Theile, einen religiösen,

bestehend in Hochamt und Procession, und einen bürgerlichen, mit Jahrmarkt, Tänzen, Spielen und allerhand Kurzweil. So geschieht es, daß man z. B. eine ganze Nacht zu Ehren eines Bildes der Unbefleckten Empfängniß durchtanzen wird, vor welchem man Kerzen angezündet hat. Bei Processionen wird ein Holzkreuz vorangetragen, auf welchem Kopf, Hände und Füße des Gekreuzigten gemalt sind, dazu wohl auch die Nägel, die Geißeln, der Hahn u. dergl. Die größere oder geringere Feierlichkeit der Procession wird übrigens nach der größeren oder geringeren Anzahl Salve Reginas bemessen, die der Priester oder sonst ein Sänger anstimmt. Beim Heraustreten aus der Kirche und auf den einzelnen Staffeln kommt bald dieser, bald jener und bietet zwei Realen, auf daß man für ihn ein Salve Regina singe; und das geschieht zuweilen bis fünfhundertmal. — Ähnlich geht es bei Begräbnissen her. Ist Jemand gestorben, so strömen die Leute in das Sterbehaus zusammen unter dem Vorgeben, sie wollten dem Verstorbenen mit ihren Gebeten zu Hilfe kommen; die meisten jedoch verbringen die Nacht mit Spielen und Trinken, und am ärgsten treiben es die nächsten Anverwandten, so daß der Priester am Morgen mitunter lauter Betrunkene antrifft. Sie betheuern, daß sie alle den Rhum nur getrunken haben, um ihren Kummer zu stillen. Dann setzt sich, so gut es eben geht, der Leichenzug in Bewegung, und war der Verstorbene wohlhabend, so muß an allen Kreuzwegen ein Responsorium gesungen werden, und dazwischen kommt noch bald der, bald jener und will auch noch ein Responsorium eigens für sich — um zwei Realen. Alle diese Mißbräuche abzustellen ist keine leichte Arbeit, und um nicht Alles auf's Spiel zu setzen, muß man bei ihrer Abschaffung höchst vorsichtig zu Werke gehen.

Noch ist eine dritte Klasse der Bevölkerung zu erwähnen, die Niggers, Abkömmlinge afrikanischer Neger, welche auf einer so niedrigen Stufe geistiger Entwicklung stehen, daß sie nicht einmal die Entfernungen oder ihr Lebensalter zu berechnen wissen. Ein Nigger bestimmt die Zeiten nicht nach Zeitabschnitten, sondern bloß nach Ereignissen: dieses, sagt er, ist noch zur Zeit der Sklaverei und jenes zur Zeit der ersten oder zweiten Cholera-Epidemie passirt. Es will ihm auch nicht einleuchten, daß man die Entfernungen nach Meilen oder Wegstunden angeben kann.

Dem Apostolate unter den Nigger und Indios hatte sich seit 1865 P. Bavastro mit der größten Hingebung geweiht. Einen oder zwei Monate lang durchwanderte er jedes Jahr unermüdlich den Urwald, zwischen dichtgedrängten Bäumen, Wurzeln, Schlingpflanzen, zwischen wucherndem Leben und morscher Zersetzung sich mit dem Beile den Weg bahnend, zwischen mannshohen Gräsern und Krautpflanzen sich hindurchdrängend, nicht selten bis auf die Haut durchnäßt von dem Regenwasser, das sich im Laubwerk gesammelt, jederzeit den Schöpfer preisend in aller Mühsal gleichwie in den Wundern der Natur. Und hatte er ein Dorf erreicht, so theilte er die elende, oft ekelhafte Nahrung seiner Kinder und spendete ihnen hinwieder das Brod des Lebens. Einmal, da heftige Regengüsse das Land überschwemmt und ihm den gewöhnlichen Heimweg abgeschnitten hatten, schiffte er sich in einem ausgehöhlten Baumstamm, den man dort pitpan nennt, ein. Es ging gut bis an die Mündung des Flusses: aber da zeigte es sich alsbald, daß der pitpan für die Meerfahrt nicht tauge. In der äußersten Verlegenheit mußten P. Bavastro und seine Gefährten an einer Landspitze anlegen und daselbst 36 Stunden ohne jede Nahrung ausharren. Der Landweg war hier durch einen unabsehbaren, mit Schlingpflanzen ganz bedeckten Sumpf abgeschnitten. Endlich am Abend des zweiten Tages zeigte sich ein Schiff, das die Signale der Verlassenen bemerkte und sie an Bord nahm.

Noch schwieriger wird die Mission durch die Hindernisse, welche von Seiten der Europäer und sogar manchmal von Seiten der Regierung ihr in den Weg gelegt werden. Einmal vor etwa zehn Jahren brach in der entlegenen Station San Pedro de Siris ein Aufstand aus, den zu beschwichtigen, auf dringendes Nachsuchen des Gouverneurs, zwei Gefährten des P. Bavastro sich auf den Weg machten. Sie hatten sich ausbedungen, daß die Truppen keinen Angriff auf die Indios machen sollten. Die Patres hatten eben die Indios zur Niederlegung der Waffen beredet, als ein ausgestellter Wachtposten athemlos herbeikam und den Anmarsch der Truppen meldete. Einen Augenblick glaubten sich die Indios von den Missionären verrathen und bedrohten dieselben mit dem Tode, dann flohen sie nach allen Richtungen in den Urwald. Die nachrückenden Truppen aber hatten nichts Eiligeres zu thun, als das Dorf in Brand zu stecken. Bei ihrer Rückkehr nach Belize empfingen die Missionäre nicht einmal den Dank des Gouverneurs für ihre Mühewaltung, während der Offizier, der das verlassene Dorf angezündet hatte, den Bathorden erhielt.

Zehn Jahre später sollte indessen auch dem P. Bavastro von dieser Seite die verdiente Anerkennung zu Theil werden. Die Ruhr raffte ihn den 23. Februar 1877 hinweg, als er eben im Begriffe stand, eine neue apostolische Wanderung in den Urwald anzutreten. Seine Indios und namentlich die von ihm besonders geliebten Niggers umdrängten sein Sterbelager und seine Bahre. Der Gouverneur der Kolonie selbst war am Vorabende seines Todes in das Haus gekommen, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Als um 10 Uhr Nachts die Leiche in der Kirche ausgestellt wurde, war diese überfüllt, und sie blieb es die ganze Nacht hindurch. Am folgenden Tage aber wohnten der Gouverneur, der kommandirende Offizier und andere Behörden der Begräbnißfeier bei. Wo immer der Leichenzug vorbeikam, waren die Läden geschlossen. Der Gouverneur hatte befohlen, die Flaggen an den öffentlichen Gebäuden herabzuhissen, und diesem Beispiele waren die Consuln der verschiedenen Nationen gefolgt. Ein protestantischer Prediger pries den Missionär öffentlich als einen „Vater der Armen". So vereinigten sich Alle, um dem demüthigen Apostel der Indios und Niggers nach seinem Tode den Tribut ihrer Anerkennung zu zollen: den vollen Lohn seiner edlen Hingabe hat er, das hoffen wir zuversichtlich, am Throne Gottes empfangen.

Miscellen.

Eine neue Mission soll auf Wunsch des hl. Vaters in Süd-Afrika begründet werden, und die Congregation der Propaganda hat dieselbe der Gesellschaft Jesu anvertraut. Die Südspitze Afrika's, das Capland, hat allerdings eine katholische

Mission; drei apostolische Vikariate bestehen daselbst. Auch in der Transvaal-Republik, welche jüngst den britischen Besitzungen einverleibt wurde, haben Priester des afrikanischen Missionsseminars von Lyon bereits verschiedene Missionsversuche gemacht. Allein das ganze Gebiet von der Delagoa-Bai nordwärts bis nach Sansibar, wo die Congregation vom hl. Geiste mit segensreichem Erfolge arbeitet, ist ohne katholische Missionäre. Ehedem war dieses nicht so. Seit 1559, wo zuerst der ehrw. Martyrer P. Sylveira, aus der Gesellschaft Jesu, und seine Ordensbrüder hier predigten, hatten sich an der ganzen Küste und tief in's Innere des Continentes hinein Christengemeinden gebildet; Jesuiten, Dominikaner und Karmeliten arbeiteten hier wetteifernd an der Ausbreitung des Evangeliums. Diese einst blühende Mission ist vollständig zu Grunde gegangen; welche Gründe diesen Verlust veranlaßten, und wie es gegenwärtig in einem Theile dieses Gebietes steht, haben wir in einem früheren Aufsatze mitgetheilt (1874 S. 157 f.). Hier nun sollen die Mitglieder der Gesellschaft Jesu auf's Neue die Arbeiten ihrer Vorfahren wieder beginnen; von hier aus sollen sie dann am Zambezi aufwärts in's Innere des Continentes eindringen. P. Heinrich Depelchin, welcher das Collegium von Calcutta begründete und von 1873—76 dem Collegium von Bombay als Rektor vorstand, hat vom hochw. P. General den Auftrag erhalten, diese schwierige Aufgabe zu beginnen, und er bereitet sich in diesem Augenblick zur Abreise vor. Derselbe hat nun den Wunsch ausgedrückt, daß wir unsern Lesern die neue Mission empfehlen, und gerne kommen wir seinem Wunsche nach. Vor Allem möchten wir deßhalb unsere Leser um Gebet für diese Mission ersuchen. Wenn der Herr das Haus nicht baut, arbeiten die Bauleute vergebens, und wenn irgendwo, so ist gerade für die Verkündigung des Evangeliums das Gebet die Hauptsache. Denn ohne Gnade keine Bekehrungen, diese Gnade aber hat Gott an das Gebet der Gläubigen geknüpft. Nächst dem Gebete aber bitten wir dann auch dringend um Almosen für diese neue Mission. Natürlich muß hier Alles neu gegründet werden, und das geht nun einmal nicht, wenn die Gläubigen nicht mit ihren Almosen zu Hilfe kommen. Ehemals hielten es die katholischen Regierungen Portugals, Spaniens, Frankreichs ꝛc. für ihre Pflicht, in den Ländern, mit denen sie Handelsverbindungen u. s. w. anknüpften, auf öffentliche Kosten Missionen zu gründen und zu unterhalten, und gewiß war das auch ihre strenge Pflicht. Aber leider glauben sie sich jetzt von dieser Pflicht entbunden, und theilweise sind sie auch nicht mehr in der Lage, sie zu erfüllen. Die Missionäre sind daher jetzt einzig und allein auf die freiwilligen Gaben der Gläubigen angewiesen, und die Großmuth der Gläubigen läßt sie, Gott sei Dank, nicht im Stich. Unser Blatt allein legt ja schon in jeder seiner Nummern lautes Zeugniß dafür ab, daß die Katholiken Deutschlands, Österreichs und der Schweiz nicht zurückbleiben wollen, wenn es sich um die Ausbreitung des Reiches Gottes und um die Unterstützung der armen Neubekehrten handelt. Mit innigstem Dank gegen Gott haben wir, namentlich in den letzten Monaten, in langen Listen die frommen Gaben anführen können, welche man uns zur Beförderung an die hungernden Indier und Chinesen u. s. w. anvertraut hat. Fast schämen wir uns, nachdem wir erst oben einen so dringenden Hilferuf aus den Nordprovinzen China's verzeichnet haben, jetzt noch eine Bitte um Unterstützung der neuen Mission des hochw. P. Depelchin anzufügen. Allein im festen Vertrauen auf die nie versagende und nie versiegende Liebe, Großmuth und Opferwilligkeit unserer deutschen Katholiken setzen wir uns über alle Bedenken hinweg und bitten unsere Leser um der Liebe Jesu Christi willen um ein Scherflein für die zu begründende Mission am Zambezi. Wenn gegenwärtig viele Hunderttausende ausgegeben werden, um das Innere des afrikanischen Continentes zu erforschen, sollten dann nicht einige Tausend darauf verwendet werden, um den unglücklichen Bewohnern dieses Continentes das Licht des wahren Glaubens zu bringen?

Einwanderung in die Vereinigten Staaten. Die folgende Tabelle gibt eine Übersicht über die Zahl der Einwanderer, welche während 50 Jahren (von 1825 bis 1874 einschl.) in den Vereinigten Staaten angekommen sind:

1825	10,199	1850	369,963
1826	10,837	1851	379,466
1827	18,875	1852	271,603
1828	27,382	1853	368,645
1829	22,520	1854	427,833
1830	23,332	1855	200,877
1831	22,633	1856	200,436
1832	60,482	1857	251,306
1833	58,640	1858	123,126
1834	65,365	1859	121,282
1835	45,374	1860	153,640
1836	76,242	1861	91,920
1837	79,340	1862	91,987
1838	38,914	1863	176,282
1839	68,072	1864	193,318
1840	84,006	1865	248,120
1841	80,289	1866	318,554
1842	104,565	1867	298,358
1843	52,496	1868	297,215
1844	78,615	1869	285,287
1845	114,371	1870	285,422
1846	154,416	1871	321,350
1847	234,968	1872	404,806
1848	226,527	1873	459,803
1849	297,041	1874	313,339

Zusammen also 8,908,623, d. h. gegen eine halbe Million mehr als Bayern, Württemberg und Baden zusammen an Einwohnern im Jahre 1875 besaßen. Seit dem Jahre 1874 hat jedoch die Einwanderung stets abgenommen; im Jahre 1876 belief sie sich nur auf 141,857 Personen, von denen aus Deutschland ungefähr der vierte Theil kam.

Für Missionszwecke.

	Mark.
Für die dürftigsten Missionsposten:	
Von Coop. F. Sch. in H.: „Jesu miserere mei“	50.—
Von Ungenannt: „Zu Ehren des hl. Herzens Jesu“	83.—
Von A. G. Steinhauser in Prag. 3. W. st. 3.	5.10
Durch F. Huch's Buchhandlung in Neisse	30.—
Aus Meersburg, durch Vikar Reinfried	5.—
Von N. N. in D.	5.—
Aus O. D. F.	30.—
Aus der Pfarrei Sandhausen	12.—
Von Pfr. J. U. Will in Stollhofen	20.—
Von Coop. Reichenlechner in Beutelsbach und dem Vorsteher des dortigen Jünglingsbundes gemeinsam	20.—
Von Domkapitular Lammertz in Bonn	300.—
Für die deutsche Mission in London:	
Durch die „Germania“ in Berlin	13.—
Für das Vikariat Athabaska-Mackenzie:	
Aus der Pfarrei Saarhölzbach (Diöcese Trier)	50.—
Durch W. Sp. in Alburg b. Straubing	100.—
Aus Düren: „Obtulerunt ei munera, aurum, thus et myrrham“	100.—
Aus M.-Gladbach	10.—
Von K. A. B. H.	5.—
Aus dem Kloster Offenburg: „In honorem sanctissimi cordis“	10.—
Von verschiedenen Wohlthätern aus Mosbach	23.—
Für die Indianermission des Isidore Robot:	
Von Mrs. Wolf in St. Peter b. Milwaukee Doll. 1.	3.95
Für die nordischen Missionen in Lappland:	
Durch die Redaktion des „Anzeigers vom Ipf“ und des „Kath. Wochenbl.“ in Dirgenheim	20.—

	Mark.
Für die hungernden Christen in den Vikariaten Südindiens:	
Von J. M. J.	12.—
Von Unbekannt aus Bernolsheim	500.—
Von A. D. in Ober-Schlesien: „In hon. ss. cordis Jesu“	300.—
Aus der Pfarrei Saarhölzbach (Diöcese Trier)	50.—
Aus Belgien Fr. 30.	24.—
Von W.	6.75
Von Coop. F. Sch. in H.: „Jesu, miserere mei“	30.—
Von Pfr. Heydhausen in Balkhausen: „Frange esurienti panem tuum!“	15.—
Von N. N. aus Riva am Garda-See: „In honorem ss. cordis Jesu“ ö. W. fl. 20.	33.72
Aus Reuß: „Mater dolorosa, ora pro nobis!“	150.—
Von J. P. in Würbenthal, österr. Schlesien. ö. W. fl. 10.	16.86
Von einem Priester aus Elsaß, durch die Agentur von B. Herder in Straßburg	40.—
Von C. R. in Z.	10.—
Von P. M. N. in Tuschkau ö. W. fl. 2.	3.36
Von Benefiziat Dumpert in Dinkelsbühl	3.—
Durch Vikar Willems in Malmedy	38.—
Durch den Sendboten des hl. Joseph in Weinhaus ö. W. fl. 40.94	70.10
Von L. G. in Bodmann	5.—
Aus Meersburg, durch Vikar Reinfried	5.—
Durch W. Sp. in Alburg b. Straubing	100.—
Von H. und B. aus Köln: „Ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich gespeist“	50.—
Von J. aus Oberbaiern	2.—
Gesammelt von der Expedition der „Koblenzer Volkszeitung“	200.—
Von Domvikar Riedinger in Speyer	175.—
Von der Filial-Gemeinde Windheim	6.—
Von N. N. in Malapane	5.—
Von J. K. in Menden	30.—
Aus Kostheim b. Mainz	5.—
Aus Bürvenich	10.—
Von Friedensrichter Brockmann in Neuerberg	5.—
Durch die Kranzfelder'sche Buchh. in Augsburg	10.—
Von Pfr. J. U. Will in Stollhofen	10.—
Von Mehreren in N., durch die Expedition der „Ermländ. Zeitung“ in Braunsberg	8.—
Von Kaplan Weiß in Klösch, durch A. Moser in Graz ö. W. fl. 3.	5.06
Aus Düren, Sammlung und Ertrag einer Lotterie	100.—
Von Pfr. Selbmann in Tecklenburg: „Zur Ehre des heil. Herzens Jesu und zum Heile der Seelen“	25.—
Durch Vikar N. N.	10.—
Durch die „Germania“ in Berlin	250.—
Durch die Expedition der „Kölnischen Volkszeitung“	93.—
Von Joseph Federer in Rorschach	100.—
Von M. F. in Köln	20.—
Von Caplan Fegers in Crefeld	30.—
Von N. N. in Haus-Ohpe b. Gürten	50.—
Durch G. H. von Schröter in Bonn: „Laudetur Jesus et Maria“	50.—
Aus dem Kloster Offenburg: „In honorem sanctissimi cordis“	10.—
Durch die Redaktion des „Anzeigers vom Ipf“ und des „Kath. Wochenbl.“ in Dirgenheim	129.60
Von A. St. S.: „Zur Ehre unserer lieben Frau von Lourdes“	40.—
Aus der Diöcese Rottenburg von N. N. in N.: „Für himmlischen Gewinn“	175.—
Durch die Redaktion des „Würzburger Sonntagsblattes“	40.—
Für die hungernden Christen in Madura:	
Von Benefiziat Dumpert in Dinkelsbühl	3.—
Von Rev. G. Gobez in Springwells, Mich., durch B. Herder in St. Louis, Mo. Doll. 20.	79.—
Von Ungenannt: „Panem nostrum quotidianum da nobis hodie“	75.—
Für die hungernden Christen in Pondichery:	
Aus Laimbach (Weihnachtsgeschenk)	13.—
Von Benefiziat Dumpert in Dinkelsbühl	3.—
Von Ungenannt: „Panem nostrum quotidianum da nobis hodie“	75.—
Von einer Dame: P. C. S. in Würzburg, durch Jul. Kellners Buchhandlung daselbst	50.—
Aus M.-Gladbach	10.—
Aus dem Kloster Offenburg: „In honorem sanctissimi cordis“	10.—
Für die hungernden Christen in Coimbatur:	
Von Benefiziat Dumpert in Dinkelsbühl	3.—
Von einer Dame: P. C. S. in Würzburg, durch Jul. Kellner's Buchhandlung daselbst	50.—
Aus M.-Gladbach	20.—
Von K. A. B. H.	5.—
Für die von Hungersnoth Befallenen in der Mandschurei:	
Von K. A. B. H.	4.—
Für Ceylon:	
Von Rev. G. Gobez in Springwells, Mich., durch B. Herder in St. Louis, Mo. Doll. 20.	79.—
Für die Mission in China:	
Durch W. Sp. in Alburg b. Straubing	100.—
Gesammelt von der Expedition der „Koblenzer Volkszeitung“	100.—
Von Fr. Böhm in Dittersdorf	50.—
Von Pfr. J. U. Will in Stollhofen	10.—
Von Max Hurth in Hechingen	20.—
Aus der Diöcese Rottenburg von N. N. in N.: „Für himmlischen Gewinn“	70.—
Für die Waisenhäuser P. Tschepe's in Kiangnan (China):	
Aus Düren	38.—
Für das südöstliche Petschesli (China):	
Aus M.-Gladbach	10.—
Für die Mission in West-Tongking:	
Von N. N.: „In honorem ss. Cordis Jesu“	10.50
Für den Loskauf annamitischer Christinnen bezw. für die verfolgten Christen in Tongking:	
Von Pfr. Selbmann in Tecklenburg: „Zur Ehre des heil. Herzens Jesu und zum Heile der Seelen“	20.—
Für die Mission in Japan:	
Von Pfr. Witte in Grevenbroich	15 —
Von P. M. N. in Tuschkau ö. W. fl. 2.	3.36
Durch F. Huch's Buchhandlung in Reisse	30.—
Von der Pfarrei Oberweier a. Eichelberg	4.33
Von H. W. aus Dülmen	47.—
Von J. G., durch J. M. Reisle in Einsiedeln	4.—
Durch Pfr. Gaßner in Schönwald	3.—
Von Lic. Welz in Striegau	1.—
Von J. J. in O.	10.—
Von S. L. S. in Uhsbach	5.—
Von J. T.	2.—
Durch P. J. M. Reisle in Einsiedeln	8.—
Aus dem Kloster Offenburg: „In honorem sanctissimi cordis“	10.—
Von einem Schlesier: „Zur Ehre des hl. Joseph“	10.—
Durch die Redaktion des „Würzburger Sonntagsblattes“	111.—
Für arme römisch-katholische Priester in Persien:	
Von P. P., Priester	90.—
Von P. P., Priester	46.—
Von J. W. M. in Koblenz	5 —
Für die nothleidenden Priester des Libanon:	
Von einem Pfarrer des Bisthums Breslau	50.—
Aus Reuß: „Zu Ehren des hl. Herzens Jesu“	20.—
Von Benefiziat Dumpert in Dinkelsbühl	3.—
Von Vikar Fischbach in Gürzenich	55.—
Durch Vikar N. N.	15.—
Von Pfr. Fleischnaner in Lützenkirchen	100.—
Von A. B. in Been	3.—
Von K. J. N. S.	20.—
Für die in Sibirien nothleidenden Priester:	
Aus Gars	20.—
Aus Reuß: „Ut inimicos St. Ecclesiae humiliare digneris“	100.—
Von P. M. N. in Tuschkau ö. W. fl. 2.	3.36
Von Benefiziat Dumpert in Dinkelsbühl	3.—
Durch Joseph Eich, Red. d. „Reuß-Grevenbroicher Zeitung“	173.60
Von Pfr. Vogt in Hondingen	4.80
Von Unbekannt aus Bernolsheim	100.—
Von Lic. Welz in Striegau	1.—
Von A. B. in Been	3.—
Von Domkapitular Lammertz in Bonn	300.—
Durch die Redaktion des „Würzburger Sonntagsblattes“	18.—
Für die Priester in Deutschland:	
Aus La Crosse, Wisc. Doll. 1.	3.95
Für die Aussätzigen auf Madagaskar:	
Von P. M. N. in Tuschkau ö. W. fl. 2.	3.36
Von Prof. R. F. in Pilsen ö. W. 50 kr.	— 83
Von P. C. H. in Staab ö. W. 50 kr.	— 83
Von N. N. in D.	5.—
Von Pfr. Selbmann in Tecklenburg: „Zur Ehre des hl. Herzens Jesu und zum Heile der Seelen“	20.—
Durch die Redaktion des „Würzburger Sonntagsblattes“	6.—
Für P. Horner in Sansibar:	
Aus Mosbach	30.—
Aus M.-Gladbach (für Loskauf eines Negerknaben: „Dem lieben Jesukinde zum Namensfeste“	25.—
Für den Kindheit-Jesu-Verein:	
Von Peter Kalthof in Boßwinkel	15.36
Aus Hardheim	52.54
Aus Dornberg	38.08
Von N. N. in Malapane	5.—
Aus Düren	16.—
Von Elisabeth M. Atee, durch B. Herder in St. Louis, Mo. Doll. 1.	3.95
Von Waldveilchen, durch denselben Doll. 1.50	5.93
Von Paulina Ruprecht, durch denselben Doll. 1.	3.95
Von Barbara und Maria Traß, durch denselben Doll. —50	1.97
Von Rev. M. Weis in St. Lawrence, Misc., durch denselben	108.50
Von N. N. aus Milwaukee Doll. 1.	3.95
Durch die Redaktion des „Anzeigers vom Ipf“ und des „Kath. Wochenbl.“ in Dirgenheim	129.50
Für Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
Von Frl. N. zu Hildesheim	21.—
Durch Kaplan Paß in Frankfurt a. Main	12.—
Durch Joseph Strobl in Algen a. Inn	5.—
Von Coop. F. Sch. in H.: „Jesu, miserere mei“	20.—
Durch Frau Rosalie Kutzer in Neustadt (Oberschlesien)	21.—
Von Pfr. Hindemann in Gäwil Fr. 20.	16.—
Von Pfr. Koneberg in Ottobeuren	21.—
Aus Reuß: „Semen Christianorum!“	15.—
Von P. C. Wehl S. J. in Mariaschein	12.79
Von P. M. N. in Tuschkau ö. W. fl. 2.	3.36
Von Kindern (Mädchen) in Malmedy, durch Vikar Willems in Malmedy	30.—
Von N. N. in D.	5.—
Von A. Schiller in Cholsing	21.—
Aus Bürvenich	10.—
Von Pfr. Selbmann in Tecklenburg: „Zur Ehre des hl. Herzens Jesu und zum Heile der Seelen“	20.—
Von Paulina Ruprecht in Jefferson, Misc., durch B. Herder in St. Louis, Mo. Doll. 5.	19.50
Von Johanna Lerch in Jefferson, Misc., durch denselben Doll. —50.	1.95
Von Dr. N. N., durch denselben Doll. 2.63.	10.50
Aus dem Nachlasse einer Dienstmagd, durch Coop. Reichenlechner in Beutelsbach	85.71
Von einem Oekonomen, durch denselben	3.—
Von einer ungenannten Frau aus der Pfarrei Beutelsbach: „Zu Ehren des heiligsten Herzens Jesu“	12.—
Von den „Bundes-Jungfrauen“ der Pfarrei Beutelsbach	20.—
Von einer Dienstmagd aus der Pfarrei Beutelsbach	5.—
Aus der Sparbüchse fünf unmündiger Kinder derselben Pfarrei	1.—
Von Stadtkaplan Schneid in Beilngries	12.—
Von v. S., durch die Literarische Anstalt in Freiburg	90.—
Von Jakob Apt in Potosi, Misc. Doll. 5.	19.75
Von Pfr. Koneberg in Ottobeuren	42.—
Gesammelt von den Kindern der Klosterschule der barmh. Schwestern vom hl. Carl Borrom. zu Brünn ö. W. fl. 9.	15.43
Für Loskauf und Unterhalt von Negerkindern:	
Von Pfr. Hindemann in Gäwil Fr. 10.	8.—
Aus Reuß: „Illumina eos, qui sedent in tenebris mortis!“	15.—
Von W. W. in Wegberg	21.—
Von Lic. Welz in Striegau	8.50
Aus La Crosse, Misc. Doll. 1.	3.95
Für das katholische Waisenhaus in Bethlehem:	
Von Pfr. Selbmann in Tecklenburg: „Zur Ehre des heil. Herzens Jesu und zum Heile der Seelen“	15.—
Für die Waisenanstalten des P. Ratisbonne in Jerusalem:	
Von Lic. Welz in Striegau	5.—
Durch die „Germania“ in Berlin	20.—
Durch die Redaktion des „Anzeigers vom Ipf“ und des „Kath. Wochenbl.“ in Dirgenheim	45.—
Für die Väter am heil. Grabe:	
Von Lic. Welz in Striegau	9.60
Für das heilige Grab in Jerusalem:	
Durch die Redaktion des „Anzeigers vom Ipf“ und des „Kath. Wochenbl.“ in Dirgenheim	1.50
Für den St. Raphaels-Verein:	
Durch die Redaktion des „Würzburger Sonntagsblattes“	1.—
Für den Franciscus-Xaverius-Verein:	
Von Fr. Böhm in Dittersdorf	50.—
Von einer kranken Jungfrau aus Rexingen, durch Pfr. Schick in Dettingen	60.—
Von O. E. in Dresden	8.—
Für den Peter-Claver-Verein:	
Von Lic. Welz in Striegau	3.—
Durch die Redaktion des „Würzburger Sonntagsblattes“	10.—
Für das deutsch-österr. Missionshaus zu Steyl (Holland):	
Durch die Redaktion des „Würzburger Sonntagsblattes“	110.—
Pro Papa:	
Aus Hardheim	100.60
Aus Dornberg	49.60
Für verschiedene Zwecke:	
Von M. v. R.	10.—
Von J. St.	10.—
Durch Frau Julia Kreusch in Deutsch-Bolly	20.24
Von N. N. in Malapane	10.50
Von J. G. aus Troppau	25.—
Durch die Redaktion des „Anzeigers vom Ipf“ und des „Kath. Wochenbl.“ in Dirgenheim	14.40
Von P. H. J. P., Ord. Præd. in Olmütz: „In honorem sancti Patriarchae Joseph“ ö. W. fl. 10.	17.14

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von **F. X. Kutter**, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.
Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden). Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.